

**Z**eitschrift für den deutschen  
**U**nterricht: 8. Ergänzungsheft

Herausgeber: Dr. Walther Hoffstaetter u. Prof. Dr. fr. Danzer

---

---

**Die Verwertung der Mundarten  
im Deutschunterrichte höherer  
Lehranstalten unter besonderer  
Berücksichtigung d. Elsäffischen**

Von

**Dr. Paul Levy**  
in Colmar



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fr. Danzer herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter

27. Jahrgang. 1913. Jährlich 12 Hefte zu je 4—5 Druckbogen. gr. 8.

Preis für den Jahrgang M. 12.—

Die Zeitschrift für den deutschen Unterricht (27. Jahrg. 1913) will für eine gesunde Entwicklung des deutschen Unterrichts wirken und mithelfen, daß er das Rückgrat unserer gesamten Jugendbildung werde. In ihren Spalten sollen daher alle die gegenwärtig vielerörterten Fragen der Technik des Unterrichts Behandlung finden, ebenso aber alle allgemeinen Erziehungsfragen, die den deutschen Unterricht näher berühren. Regelmäßig sollen die behördlichen Verfügungen zusammengestellt werden, die sich auf den deutschen Unterricht beziehen. Um den Deutschlehrer über den Stand seiner Wissenschaft auf dem laufenden zu erhalten, wird die Zeitschrift über Inhalt und Entwicklung der Deutschwissenschaft durch Kundige sorgfältig berichten lassen und an ihrem Teil mitwirken, den Zusammenhang zwischen Hochschullehrern und den Lehrern der höheren Schulen zu wahren und zu festigen. Literaturübersichten werden daneben über alle für den Unterricht wichtigen Neuerscheinungen berichten.

Probehefte umsonst vom Verlag.

## Ergänzungshefte der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Mit den Ergänzungsheften nimmt die Schriftleitung einen alten Brauch wieder auf, um größere Arbeiten, die über den Rahmen der Zeitschrift hinausgehen oder sich an weitere Kreise wenden, zu veröffentlichen. Es wird sich dabei besonders um Arbeiten handeln, die die Erneuerung des gesamten deutschen Unterrichts und die geeignete Vorbildung der Deutschlehrer betreffen. Es erschienen gleichzeitig:

6. Heft: **Die wissenschaftliche Vorbildung für den deutschen Unterricht an höh. Schulen.**  
Vorträge auf d. Versammlung dtsh. Philologen u. Schulmänner 1909 zu Graz gehalten von

**Dr. Ernst Elster** und **Dr. Robert Lück**  
Universitätsprofessor zu Marburg      Gymnasialdirektor zu Steglitz

Mit einem Anhang: Bericht über die Besprechung der beiden Vorträge.

Geh. M. —.80. Für Abonnenten M. —.50.

Dem Wunsche und Brauche der letzten Philologenversammlungen gemäß nahmen in Graz ein Universitätslehrer und ein praktischer Schulmann das Wort zur wichtigen Frage der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehramtskandidaten für den deutschen Unterricht. Beide Vorträge sind bereits früher getrennt veröffentlicht, aber der Wunsch beider Redner, sie noch einmal gemeinsam herausgegeben zu sehen, erscheint gerechtfertigt durch das neu und stark erwachte Interesse für die Fragen des deutschen Unterrichts.

7. Heft: **Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanisten-Verbandes**  
in der Akademie zu Frankfurt a. M. am 29. Mai 1912.

Herausgeg. vom geschäftsführenden Ausschuß. gr. 8. Geh. M. 1.20. Für Abonnenten M. —.80.

Dies Heft bietet das gesamte Material über die Vorverhandlungen und über die Gründungsverammlung des DGV., einmal um den Teilnehmern an dieser Versammlung nochmals einen Überblick über all das Wertvolle zu geben, das ihnen dort geboten wurde, dann aber, um weitere Kreise auf diese Neugründung aufmerksam zu machen, die für die Weiterentwicklung des deutschen Unterrichts von größter Bedeutung ist.

**Den Abonnenten der Zeitschrift werden die Hefte  
zu einem Vorzugspreis zur Fortsetzung geliefert.**

Früher erschienen folgende Ergänzungshefte:

Heft 1: Aufsätze von S. Schulz, C. Franke, H. Steuding u. a.  
1889 M. 1.60  
Heft 2: Hentischel, Lehrplan f. d. deutschen Unterricht in den  
unt. u. mittl. Klaffen eines sächs. Realgymn. 1892. M. 1.60

Heft 3: Zeitschrift zum 70. Geburtstage Hildebrands.  
1894 M. 4.—  
Heft 4: } Dergiffen.  
Heft 5: }

Zeitschrift für den deutschen Unterricht · 8. Ergänzungsheft  
Herausgeber: Dr. Walther Hoffstaetter und Prof. Dr. Friedrich Panzer

---

# Die Bewertung der Mundarten im Deutschunterrichte höherer Lehranstalten unter besonderer Berücksichtigung des Elsassischen

Von

Dr. Paul Levy  
in Colmar



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1913

KÖZELI TUDOMÁNYEGYSÉGEM	
Csermán Philológiai Intézet Könyvtára	
Lekt. napló: _____	Lsz.: <u>VI.</u>
<u>6.</u> csoport: _____	<u>35.</u> szám.



## Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Einleitung . . . . .	5—9	δ. Kürze . . . . .	35
Hauptteil . . . . .	9—59	ε. Länge . . . . .	35
I. Die Prinzipien der Verwertung . . . . .	9—32	ζ. Diphthongisierung . . . . .	35—38.
a) Die Möglichkeit der Verwertung . . . . .	9—19	η. Betonung . . . . .	38
1. nach der Statistik . . . . .	9—10	θ. Brechung . . . . .	39
2. nach der Eigenart der elsässischen Mundart . . . . .	10—11	ι. Umlaut . . . . .	39—41
3. nach den Grenzen der Verwertung . . . . .	11—16	κ. Ablaut . . . . .	41—42
α. positiv: Was ist beizuziehen? . . . . .	11—12	λ. Konsonantentwandel . . . . .	42—43
β. negativ: Was ist wegzulassen? . . . . .	13—16	μ. Lautverschiebung . . . . .	43—44
4. nach den Gefahren der Verwertung . . . . .	17—19	ν. Vorsilben . . . . .	44—45
b) Die Notwendigkeit der Verwertung . . . . .	20—32	ξ. Nachsilben . . . . .	45
1. aus ethischen Gründen . . . . .	20—24	ο. Aussprache . . . . .	45
2. aus sozialen Gründen . . . . .	24—25	2. Zur Formenlehre . . . . .	45—50
3. aus nationalen Gründen . . . . .	25—28	α. Deklination . . . . .	45—49
4. aus sprachlichen Gründen . . . . .	28—32	β. Konjugation . . . . .	49—50
II. Ihre Anwendung . . . . .	32—59	b) Stilistisches . . . . .	50—59
a) Grammatisches . . . . .	32—50	1. Vom Wort . . . . .	50—56
1. Zur Lautlehre . . . . .	32—45	α. Worterklärungen . . . . .	50—53
α. Vokalreichtum . . . . .	32—33	β. Fremdwörter . . . . .	53—54
β. Schwächung . . . . .	33—34	γ. Volksetymologie . . . . .	54—55
γ. Zusammenziehung . . . . .	34	δ. Rechtschreibung . . . . .	55—56
		2. Vom Satz . . . . .	56—59
		α. Einfachheit . . . . .	56—58
		β. Bilderreichtum . . . . .	58
		γ. Pleonasmus . . . . .	58—59
		δ. Onomatopoeisches . . . . .	59
		Schluß . . . . .	59—61
		Literaturverzeichnis . . . . .	62—63



Die Iantsprache da vor genant  
 In tiutischen landen sin bekant;  
 Ewer dz den iht guotes nimit,  
 Das wol in sine gettzt zint,  
 Mich dunket, der had' nist missetan  
 Tuot erz mit kunste und nist nach wan.  
 Hugo von Trimberg, Renner B. 22240 ff.

Als bald nach Übernahme der elsass-lothringischen Schulen in deutsche Verwaltung sah sich die Schulbehörde neben anderen, in der Lage begründeten Schwierigkeiten namentlich für den Deutschunterricht vor die Aufgabe gestellt, zur Landessprache das rechte Verhältnis zu finden. Eine gewisse Erleichterung lag für sie ja insofern vor, als in den annektierten Provinzen fast durchweg eine deutsche Mundart gesprochen wurde. Sie hätte, sollte man meinen, das gegebene Binde- und Hilfsmittel in diesen Zeiten des Übergangs werden müssen. Daß sie zunächst trotzdem bei der Neuregelung des reichsländischen Schulwesens gegenüber dem Hochdeutschen etwas zu kurz kam, ist unter billiger Berücksichtigung des durch die kriegerischen Erfolge hochgeschwellten deutschen Selbstbewußtseins und die scheinbare Widersetzlichkeit des Elsaßes zu verstehen, wenn auch heute durch nichts mehr aufrecht zu erhalten. Die in der Zirkular-Verfügung Nr. 54 vom 12. Dezember 1873<sup>1)</sup> enthaltenen „Grundsätze für die Erteilung des deutschen Sprachunterrichts in den elsass-lothringischen höheren Lehranstalten, zusammengestellt nach dem Ergebnis der Beratungen der Direktoren-Konferenz zu Straßburg am 5. und 6. Dezember 1873“ brachten eine zwar verklausulierte, aber tatsächlich doch starke Beschränkung (auf „jüngere“ Schüler und nur sehr gelegentliche Fälle) in der Benützung der Volksmundart. „Es ist zu wünschen“, heißt es da, „daß der Deutschlehrer die elsässische Mundart studiere, um sich desselben als Anknüpfungspunkt beim Unterricht jüngerer Schüler zu bedienen. Dagegen ist der Dialekt an sich in den höheren Schulen nicht zu pflegen; vielmehr wird überall von dem Schüler ein muster-gültiges Schriftdeutsch gefordert.“

Mittlerweile hat sich in den Ansichten der maßgebenden Schulkreise erfreulicherweise eine Wandlung zugunsten der Mundart vollzogen: Man ist scheinbar weitherziger geworden. Das unter Sanktion und mit einem Vorwort des Präsidenten des Oberschulrats erschienene und an allen

1) Gesetze, Verordnungen und Verfügungen betreffend das höhere Unterrichtswesen in Elsaß-Lothringen. S. 72. Straßburg 1878.

elsaß-lothringischen höheren Lehranstalten eingeführte deutsche Lesebuch von Dabelsen<sup>1)</sup> bringt bereits mehrere Mundartstücke. Verschiedene, zunächst allerdings an andere Adresse gerichtete Erlasse des Kaiserl. Oberschulrats in Elsaß-Lothringen weisen sogar scharf auf die in der Mundart vorhandene Fundgrube für den deutschen Unterricht hin. Am 10. Juni 1890 z. B. erging folgende Verfügung an die Herren Seminardirektoren:

„Von dem löblichen Eifer getrieben, der hochdeutschen Sprache im Reichslande Raum zu schaffen, haben viele Lehrer zu der Mundart des Landes nicht immer die richtige Stellung zu finden gewußt. . . . Es wird vielfach die Bedeutung der hochdeutschen Sprache derart überschätzt und die Wichtigkeit der Volkssprache derart unterschätzt, daß leicht die Meinung entstehen könnte, die deutsche Schule ginge auf die Unterdrückung der Volkssprache aus und sehe einer Zeit entgegen, wo alle Schichten der Bevölkerung sich des Hochdeutschen als Umgangssprache bedienen würden. —

Dieser irrigen Auffassung darf in den Lehrerbildungsanstalten nicht Vorschub geleistet werden. Die angehenden Lehrer sind vielmehr darauf hinzuweisen, daß Schriftsprache und Mundart in Wechselwirkung stehen, daß erstere durch den Einfluß der Volkssprache vor Künstlichkeit und Erstarrung bewahrt bleibt, die Mundart aber nur dann vor Entartung und vor Verrohung (namentlich im Lautlichen) geschützt ist, wenn sie das Hochdeutsche auf sich wirken läßt. . . .“

Nur wenige Monate später, im Januar 1891, folgte bereits ein zweiter, ausgeführterer Erlaß an die gleiche Schulbehörde. In seinem vierten Abschnitte enthielt er die scharf umrissene Forderung: „Der Unterricht in der deutschen Sprachlehre soll die Schüler dazu anleiten, das Deutsche nicht als eine tote Büchersprache, sondern als eine geschichtlich gewordene, stetig sich fortentwickelnde, lebendige Sprache anzusehen; darum soll der Unterricht mehr als bisher an die heimischen Mundarten anknüpfen.“

Dieser Appell fand sofort lebhaften Widerhall: Beweis der Vortrag des damaligen Seminardirektors Dr. Br. Stehle auf dem 15. oberelsässischen Lehrertage in Colmar am 8. Juli 1891<sup>2)</sup>, sowie das bald darauf erfolgte Erscheinen von Menges' grundlegender Schrift<sup>3)</sup> „Volksmund-

1) v. Dabelsen, Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. Im folgenden zitiert nach der 4. Auflage. Straßburg 1904.

2) „Bedeutung des Dialektes für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache“, abgedruckt im Els.-Lothr. Schulblatt XXI, 209ff. u. 225ff. Straßburg 1891.

3) Vgl. die günstige Beurteilung durch Stehle in der „Ztschr. f. d. deutsch. Unterr.“ VII, 616 (1893), sowie die nachträgliche, außerordentlich anerkennende Rezension D. Weises in der „Ztschr. für deutsche Mundarten“ VII, 279f. (1906).

art und Volksschule im Elsaß“ (Gebweiler 1893). Seither hat es nicht an diesbezüglichen Aufsätzen der Genannten und anderer, im *El.-Lothr. Schulblatt*, in der *El.-Lothr. Lehrerztg.* und sonst gefehlt.

Aber so erfreulich das alles ist, und so stolz mit Fug und Recht der elsass-lothringische Volksschullehrerstand und seine Führer auf die erfolgreiche Bearbeitung und Ausnützung dieses Gebietes für die Volksschule sein dürfen, eines muß uns von unserem Standpunkt aus mit Betrübnis erfüllen: daß die Lehrerschaft an den höheren Schulen Elsaß-Lothringens für ihren Wirkungsbereich so fast ganz hier versagt hat. Und doch wird keiner behaupten wollen, daß nicht auch Gymnasien und Realschulen aus der Verwertung der Mundart ihrer Schüler Nutzen zu ziehen vermöchten. Aber niemand hat noch versucht, die Bedeutung der elsässischen Mundart auch für die besondere Eigenart genannter Schulgattungen fruchtbar zu machen, obwohl es doch hier nach dem Umfange des Lehrplanes und der Vorbildung der Lehrkräfte ganz besonders nahe liegen müßte.<sup>1)</sup>

Allein es ist kaum zu leugnen: die Lehrer an höheren Lehranstalten haben der Verwertung der Mundart ihrer Schüler bislang fast teilnahmslos gegenübergestanden.<sup>2)</sup> Nun könnte man für die Theorie der Mundartverwertung und ihre Umsetzung in die Praxis allerdings unmittelbar auf das hinweisen, was die Volksschule für sich gefunden und erarbeitet hat. Und Stehle hat — die vorliegende Arbeit ist dafür ein fortlaufender Beleg — bis zu einem gewissen Grade gewiß recht, wenn er meint: „Auch die Lehrer der höheren Schulen werden das Buch (von Menges, *Volksmundart* usw.) mit Nutzen einem eingehenden Studium unterziehen.“ („*Ztschr. f. d. deutsch. Unterr.*“ VII, 616.) Aber ebenso verfehlt wie das bisherige souveräne Verachten des dort Gebotenen von seiten der höheren Schule wäre auch ein künftiges kritikloses Nachbeten. Es kann unmöglich alles das, was sich für 6—14jährige Kinder eignet, in Bausch und Bogen auch für 10—20jährige junge Leute passen. Eine Reihe ganz elementarer Fälle und Beispiele, die bei Abschützen fraglos am Platze sind, müssen bereits für Sextaner ohne weiteres als überflüssig beiseite geschoben werden. Andererseits ist es klar, daß für höhere und höchste Stufen wieder neue Proben denkbar und möglich sind, die auch für die fortgeschrittensten Volksschüler zu schwierig bleiben. Hier dürfte also die Volksschulmethode eine Erweiterung er-

1) Vgl. z. B. unten S. 25, 26f. und 31f.

2) Vgl. auch Wehrmann in der „*Ztschr. f. d. deutsch. Unterr.*“ VII, 114 (1893): „Mit dieser Arbeit (über Heimat und Muttersprache) haben wir einen Punkt berührt, der von den Lehrern der höheren Schulen bisher noch wenig beachtet worden ist.“

fahren, wie sie vorher eine Verengerung über sich ergehen lassen mußte. Ein weites Feld freilich wird beiden Schularten gemeinsam sein können. Auf große Strecken werden die obersten Klassen der Volksschule und die mittleren der höheren Schule gleiche Bedürfnisse haben. Nur muß auch hier vor einer schematischen Gleichmachung gewarnt werden. Einzelne Gebiete wie gewisse Vokalveränderungen (Umlaut, Ablaut, Brechung) werden dort nur andeutungsweise, hier dagegen gründlicher zur Sprache kommen. In anderen Fällen wieder mag es umgekehrt sein. Das alles aber kann auf die Beziehung der Mundart nicht ohne Einfluß bleiben.

Doch die Fragen nach dem Umfang dieser Beziehung, das sind zunächst curae posteriores. Wichtiger ist vorläufig die Bewertung selber, wie sie auch schon des öfteren gefordert worden ist. Schon R. v. Kaumer verlangt sie — in erster Linie für die Volksschule — in seiner „Gesch. d. Päd.“ III, 2. Nach Cauer („Von deutscher Spracherziehung“, Berlin 1906, S. 113) hat die Schule nach dieser Seite geradezu „eine Pflicht“. Wehrmann glaubt (Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. VII, 114), „daß auch die Lehrer unserer höheren Schulen, je mehr sie sich als Erzieher, und je weniger sie sich als Gelehrte fühlen werden, derartige Fragen näher ins Auge fassen müssen.“ Am schärfsten aber formuliert R. Hildebrand das, was auch noch andere außer den hier Genannten<sup>1)</sup> gesagt haben. Der vierte seiner Leitsätze für den deutschen Sprachunterricht lautet: „Das Hochdeutsch, als Ziel des Unterrichts, sollte nicht als etwas für sich gelehrt werden, wie ein anderes Latein, sondern im engsten Anschluß an die in der Klasse vorfindliche Volkssprache oder Hausprache.“ („Von dem deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt.“ 3. Auflage. Leipzig 1887. S. 6.) Man greift wohl kaum fehl, wenn man diesem Satze Hildebrands und seiner Durchführung in Hildebrands noch immer nicht überholtem Buche die Anregung zu den eingangs erwähnten Ministerialverfügungen, Reden und Schriften zuschreibt. Die ganze Frage ist aber gerade heute, bei dem augenblicklichen Interesse für alles, was mit dem Volke, seiner Kultur, Sprache, Poesie usw. zusammenhängt, wieder besonders zeit-

1) Gerade in diesen Tagen noch Direktor Dr. Stoeker in dem Aufsatz: Schule und Mundart, in der „Ztschr. f. d. deutsch. Unterr.“ XXVII, 53ff. (1913). Vgl. auch D. Lyon a. a. O. XX, 133 (1906): „Wir müssen über unsere Nationalliteratur und unsere nationale Schriftsprache hinaus zu den Mundarten vordringen, auch im Unterrichte, wenn wir unser Volkstum in seiner Tiefe erfassen und in unserer Jugend wieder in voller Kraft lebendig werden und erstarren lassen wollen.“ Ausführlichere Angaben über die bisherigen Bemühungen, die Mundart im Unterrichte zu verwerten, enthält der Artikel „Mundart in der Schule“ von S. Menges im 4. Bde. (S. 837ff.) von Reins „Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik.“ (Langensalza 1897.)

gemäß. Wie wir die allgemeine Forderung für die höhere Schule im besonderen zu erfüllen vermögen, das zu untersuchen ist die Aufgabe und der Zweck der folgenden Zeilen.

Allerdings erheben sich trotz aller so bestimmt aufgestellten Forderungen gewisse Bedenken der unterrichtlichen Verwertung der Mundart gegenüber, Bedenken, die teils aus der Natur der Mundart und dem Ziele der Schule überhaupt, teils aus der besonderen Eigenart der hier allein berücksichtigten Schulgattung fließen; Bedenken, die einerseits sich aus der Zusammensetzung der Schüler, anderseits der Lehrerkollegien ergeben können; dann wieder Bedenken, die im Wesen des Elsässischen an sich ihre Veranlassung haben. Also Bedenken über Bedenken. Aber ihnen stehen doch auch wieder solche akzelerierende Momente gegenüber, solch gewaltige Vorteile praktischer wie mehr theoretischer Art, die der Schule aus richtiger Anwendung der Mundart erwachsen können, daß vor allen Dingen einmal diese grundsätzlichen Fragen, die Prinzipien der ganzen Mundartverwertung, eine eingehende Erörterung an dieser Stelle finden müssen. In einem zweiten Abschnitte dann erst ist ihre Übertragung auf den praktischen Unterrichtsbetrieb, die Verwertung im engeren Sinne zu untersuchen: Zuerst die Theorie, dann die Praxis. Wir beginnen mit jener.

### I. Die Prinzipien der Verwertung.

Aller Mundartverwertung in der Schule liegt als didaktisches Prinzip der Gedanke zugrunde, daß sich der Unterricht an den Ideenkreis des Schülers anschließen, daß er an das anknüpfen müsse, was letzterer aus Elternhaus und Leben an Wissen und eigener Erfahrung mitbringt. Will man aus dieser Erwägung heraus die Mundart für den Fortschritt fruchtbringend verwerten, dann muß man aber auch darauf achten, ob die Schüler das, woran man anknüpfen will, tatsächlich denn auch besitzen. Auf unsern Fall übertragen bedeutet das nichts anderes als die eigentlich selbstverständliche, aber keineswegs überflüssige Forderung einer vorhergehenden Feststellung, wie viele die Mundart als Muttersprache reden. In den nördlichsten Anstalten des Landes, aber auch in einigen besonderen der größeren Städte, die vorwiegend von Beamten söhnen besucht werden, ist der Fall recht wohl denkbar, daß der größere Teil hochdeutsch bzw. nichtalemannisch (südrheinfränkisch, Weixenburg) spricht. In den Grenzgebieten des Westens wieder ist die elsässische Mundart durch das Französische in ihrer Ausdehnung beschränkt. Nun haben ja freilich auch diejenigen, die nicht elsässisch sprechen, von dessen Beiziehung einen Vorteil. Aber die aus einigen wenigen übrigbleibenden mit Mühe und Not

herausgeholtten mundartlichen Parallelen bedingen dann einen solchen Zeitverlust, daß der halbe Gewinn die doppelt verbrauchte Zeit nicht mehr aufwiegt. Als Kriterium beim Feststellen der Muttersprache muß der Sprachgebrauch im Verkehr mit elsässisch redenden Klassenkameraden gelten. Kann bei der größeren Anzahl die Mundart als unbedingt sicherer Besitz vorausgesetzt werden, so ist damit die äußere Möglichkeit ihrer Bewertung verbürgt, wenigstens auf der einen Seite.

Allein nicht nur der Schüler, sondern auch der Lehrer, und er in allererster Linie, muß die Mundart beherrschen. Diese Bedingung erfüllen ganz streng genommen wohl die wenigsten Lehrer des Deutschen, d. h. die meisten werden wohl die Mundart ihres engeren Wirkungskreises nicht sprechen, da geradezu von Dorf zu Dorf Wortschatz und Aussprache Wandlungen unterworfen sind. Doch ist die Sache nicht so schlimm, wenn der Lehrende nur eine elsässische Mundart ordentlich kann. Ja, meist wird sich der scheinbare, ursprüngliche Mangel sehr schnell als ein gewisser Vorteil herausstellen. In dem Bestreben, auch ihrerseits einmal den Lehrer belehren zu können, entwickelten viele einen wahren Feuereifer, ihn auf unbekannte lokale Beispiele aufmerksam zu machen, gewiß nicht zum Schaden der Aufmerksamkeit, der Regsamkeit und des persönlichen Verhältnisses. Uebrigens wird die durch Kenntnis anderer elsässischer Mundarten schon an sich nicht allzu große Lücke durch häufiges Beobachten des Ortsüblichen und Verwertung der Literatur sehr rasch genügend geschlossen. Stammt freilich der Lehrer aus einem ganz anderen Mundartgebiete des Reiches, so daß er die Laute nicht wurzelecht nachzubilden vermag, dann unterläßt er die Beziehung der Mundart, von Ausnahmefällen abgesehen, am besten wohl ganz. Denn die Folge wäre im günstigsten Falle nur das Gekicher der Schüler mit all seinen bedenklichen Nebenerscheinungen.<sup>1)</sup> Die Verwertung der Mundart darf, wie es hier dann sehr nahe läge, unter keinen Umständen den Eindruck des an den Haaren Herbeigezogenen machen. Gleichsam wie von selber und ganz natürlich muß sich alles ergeben. Das ist aber nur möglich, wenn beide Teile, Lehrer und Schüler, die Mundart hinreichend beherrschen. Diese praktische Voraussetzung und Vorfrage sollte über schönen theoretischen Erwägungen nie vergessen werden.

Außer von den unterrichtenden und unterrichteten Personen hängt dann in nächster Linie die Möglichkeit einer Verwertung der Mundart auch

1) Es wäre also eine ja nicht etwa engherzig nationalistisch aufzufassende, sondern rein pädagogisch begründete Forderung, daß der Deutschunterricht an elsässischen Schulen möglichst auch elsässischen Lehrern oder solchen, die schon lange im Lande sind, übertragen würde. Das Deutschtum würde m. E. mit dieser Regelung nicht am schlechtesten fahren.

von der Eigenart unseres Dialekts selber ab. Fraglos sind nicht alle die zahlreichen deutschen Mundarten für unterrichtliche Zwecke gleich gut zu gebrauchen. Wie steht es in dieser Hinsicht mit dem Elsässischen? Da kann man sagen, daß daselbe in ganz besonders hervorragendem Maße in der Schule anwendbar ist. „Die oberdeutschen Mundarten“, sagt Fudel („Mittelhochdeutsches und älteres Sprachgut in unseren Mundarten“, in der „Ztschr. f. d. deutsch. Unterr.“ XXIV, 409. 1910), „treten (bei Bewertung der Mundart), da das Mhd. auf oberdeutscher Grundlage beruht, naturgemäß in den Vordergrund.“ Wird auch auf mittleren Klassen Mhd. noch nicht im Zusammenhange getrieben, so ist die enge Verbindung des Mem. mit dem Mhd. doch schon auf dieser Stufe nicht ganz belanglos. Dazu kommt für die Erklärung vieler Begriffe der Vorteil, daß die isolierte Stellung des Elsässischen manches alte Sprachgut geschützt hat, das in anderen Mundarten durch Synonyme aus der deutschen Schriftsprache verdrängt worden ist.<sup>1)</sup> Endlich ist auch der ganze Charakter des Elsässischen, diese einzigartige Paarung von Milde und Starke, in hohem Maße geeignet, auf die Mentalität der Schüler einzuwirken.

Nur eine Schwierigkeit macht das Elsässische der schulgemäßen Bewertung trotz seiner sonstigen Eignung dazu, eine Schwierigkeit, die letzten Endes freilich im Begriffe Mundart selber liegt.<sup>2)</sup> Mundarten sind ja nach J. Grimm „große Geschlechter“, haben also eine ganze Anzahl Einzelglieder. Dem Schüler aber ist naturgemäß in der Regel nur das in seinem Wohnorte Heimische bekannt. Soll sich die Schule nun auf dieses allein beschränken? Soweit als tunlich allerdings; und zwar wieder auf Grund des der ganzen Arbeit vorschwebenden Gedankens, sich möglichst dem vom Kinde Mitgebrachten anzupassen. Allein die allzu ausschließliche Begrenzung auf eine Stadt hätte auch ihre erheblichen Bedenken: Einmal würden wir uns dabei einer Reihe wertvoller Beispiele aus anderen, doch immer noch gut verstandenen Sprachgebieten freiwillig begeben, unsern Stoff unnützlich einschränken; und dann würden wir uns z. T. gerade das wieder aus den Händen gleiten lassen, was die Bewertung des Elsässischen besonders empfiehlt: den durch Vergleichen mit Andersartigem gewonnenen weiteren und tieferen Blick für Spracherscheinungen. Das in erster Linie, daß doch auch den Schülern im Oberelsaß etwas von Sprachwandlungen und Sprachgrenzen<sup>3)</sup> aufgeht, wenn

1) Vgl. Sozin, „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit“. Heilbronn 1888. S. 511.

2) Ein Unterschied zwischen „Dialekt“ und „Mundart“ (wie ihn z. B. v. d. Gabelenz aufstellt), ist im folgenden nicht durchgeführt, da er für den Zweck dieser Darstellung überflüssig ist.

3) S. unten S. 28f., 31f., 43f.

sie hin und wieder Laute aus Gegenden des Unterelsaß hören, die den ihrigen schon fern stehen<sup>1)</sup>, und umgekehrt, das ist bestimmend gewesen, für die Verwertung des Elsässischen, abgesehen vom Vogesengebiete, die politischen Grenzen zu wählen. Es ist also auch der Grenzstreifen zwischen Selz-Sulz-Obersteinbach und Lauterburg-Weißenburg-Obersteinbach in den Rahmen der Betrachtung einbezogen. Das hat wohl seine Berechtigung schon deshalb, weil die Mundart jener Zone noch vielfach spezifische Eigenheiten des Elsässischen aufweist.<sup>2)</sup> Auch die großen Mundartwörterbücher von Martin und Lienhart und Menges und Stehle, sowie die Schriften über Verwertung der elsässischen Mundart verfolgen den gleichen Grundsatz. Außerdem zählen sich und zählen doch auch die Leute nördlich von Selzbach und südlich der Lauter noch zu den „echten“ Elsässern.

Ansechtbarer auf den ersten Blick mag vielleicht eine zweite Erweiterung des Themas erscheinen. Aber zur Verwertung der elsässischen Mundart wird man, wie es im folgenden geschehen ist, im weiteren Sinne es auch rechnen dürfen, wenn elsässische Berg-, Fluß-, Orts- oder sonstige Eigennamen aus nächster Nähe des Schulortes oder, falls sie genügend bekannt sind, auch aus der weiteren Umgebung, zur Erklärung beigezogen werden, selbst wenn sie kein besonderes alemannisches Sprachgepräge tragen. Großes Interesse hat es z. B. ganz sichtlich Colmarer Schülern bereitet, als beim Streifen des Begriffes Nacken im „Laucher“ (Str. 13, 3) dieses Wort in Verbindung gebracht wurde mit dem ihnen allen wohlbekannten Höhenack = hoher Rücken, Scheitel (vgl. Menges-Stehle S. 245). Das ist in diesem Falle, abgesehen von der Schärfung des Blickes für scheinbar Unbekanntes und Unscheinbares, gewiß auch ein Gewinn für die heimische Volkskunde. Ein anderes Mal bot die Erklärung des Eigennamens Ende („Moderne erzählende Prosa“, herausgeg. von G. Porger, III, 31, Velhagen u. Klasing, Bielefeld 1910) und die Gegenüberstellung des Colmarer Pfeffer willkommene Gelegenheit, auf den Unterschied zwischen nord- und süddeutschem Sprachgebrauch aufmerksam zu machen.<sup>3)</sup> In diesem Sinne ist es gewiß zu begrüßen, wenn Menges („Volksmundart“ S. 30) es für überhaupt angebracht hält, daß der Lehrer mehr als bisher auf Vor-, Familien- und Ortsnamen zu sprechen komme.

1) Vgl. z. B. die Erklärung der Nachsilbe heit S. 45.

2) Vgl. Bohnenberger, Die alem.-fränkische Sprachgrenze bis zum Lech. Heidelberg 1905.

3) Nebenbei wären damit auch die eventuell später einmal zu behandelnden Lesestücke: „Süd und Nord in Deutschland“ (v. Dabelsen S. 113) und „Die deutschen Mundarten“ (a. a. D. S. 241) wirksam vorbereitet; für beide wäre ein Anknüpfungspunkt gegeben.

Diesen Erweiterungen stehen auf der andern Seite jedoch auch eine Reihe von Beschränkungen des Themas gegenüber, die durch pädagogische Rücksichten gebieterisch gefordert werden. Vor allem muß man sich davor hüten, die Mundart nun stets bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten und um jeden Preis beiziehen zu wollen. So ist sie unter anderem — m. E., im Gegensatz zu Menges („Volksmundart“ S. 72) — wohl überflüssig zur Erklärung des Stabreimes, da ja genügend zahlreiche, näher liegende und viel treffendere Beispiele zumal in höheren Schulen aus der Schriftsprache vorhanden sind. In der Tat kommt kein einziges der von Menges namhaft gemachten Beispiele den üblichen hochdeutschen an Wert und Einfachheit auch nur annähernd gleich. Als unerschütterlicher Grundsatz muß gelten: Nur wo die Mundart die Erlernung oder das Verständnis der Schriftsprache — freilich im weitesten Sinne gefaßt — besonders fördert bzw. hemmt, nur da ist sie als Erklärungsprinzip im Unterricht am Platze.<sup>1)</sup>

Damit wird zugleich erreicht, daß die Sache nicht zuviel Zeit in Anspruch nimmt. Wenn auch die Mundart schon wichtig und fruchtbar genug ist, um gelegentlich einmal ein etwas längeres Verweilen dabei zu rechtfertigen, so steht der geringen Stundenzahl für Deutsch, zumal an nichtrealistischen Anstalten, eine solche Fülle von Stoff gegenüber, daß vor Verwertung der Mundart die Untersuchung auch auf einen eventuellen Zeitverlust hin nicht zu umgehen ist. Dabei ergibt sich von vornherein, daß ihr nicht etwa besondere Stunden gewidmet werden dürfen. Kein neuer Unterrichtsgegenstand soll sie ja sein, sondern nur ein Unterrichtsmittel. Sie sei nur ein Wissen Kuchen zwischen das tägliche Brot (H. Gildebrand).

Nur gelegentlich wird sie also berücksichtigt, nämlich dann, wenn das Ziel des deutschen Unterrichts es erheischt. Dieses Ziel ist und bleibt immer die Kenntnis des Hochdeutschen, eine Feststellung, die eine weitere Beschränkung der Verwertungsmöglichkeit unserer Mundart bedeutet. „Das Dialektische“, sagt Goldscheider („Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht“, im „Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen“, herausgeg. von A. Matthias, I. Bd., 3. Teil, München 1906, S. 50), „hat seine Grenze an der unabwiesbaren Forderung, daß die Schüler die Schriftsprache erlernen müssen und anwenden sollen.“ Über die praktischen Konsequenzen dieses Satzes gehen freilich die Ansichten auseinander. Goldscheider selber kommt auf Grund desselben zu der Feststellung: „Wir müssen den Schüler fort und fort über das rechte

1) Vgl. auch Menges, Mundart in der Schule, Meins Enzykl., IV 842, Volksmundart S. 14 und sonst.

Wesen des Dialektes aufklären; zugleich aber muß er sich merken, daß er vorläufig den Ausdruck und die Regel der neuhochdeutschen Schriftsprache zu erlernen hat, ohne seinen Dialekt zu verachten.“ Und vorher noch: „Dem praktischen Schulmann bleibt schließlich nichts weiter übrig, als theoretisch mit aller Begeisterung für den Nährboden des Dialekts zu schwärmen, bei praktischer Anwendung aber seinen roten Balken daneben zu hängen“ (a. a. O. S. 74). Andere Schulmänner wie Cauer („Von deutscher Spracherziehung“ S. 113), Sozin („Schriftsprache“ 488) und Wadernagel sind in der Beziehung weniger streng. Zwar sieht auch letzterer Provinzialismen eventuell als Verstoß gegen Deutlichkeit, Reinheit und Richtigkeit der Sprache an. „Dennoch“, fährt er fort, „muß man sich wohl versehen, ehe man einen Provinzialismus für einen Fehler erklärt. Denn unsere Schriftsprache . . . hat im Laufe der Zeit so viele Berührungen mit den verschiedensten Dialekten erlitten, daß jetzt ihre Grenzen nach allen Seiten hin Provinzialismen weit geöffnet sind.“ Und warum sollten die Schüler in bescheidenem Maße das nicht auch tun dürfen, was unsere besten Schriftsteller, die einen eigenen Stil haben, täglich und stündlich getan haben, was sie uns gerade so anheimelnd macht, und worauf wir jeden Augenblick aufmerksam machen! Wie darf ich, ohne inkonsequent zu werden, einem Realschüler einen elsässischen Provinzialismus zum Kapitalverbrechen anrechnen, wenn wir kurz zuvor gemeinsam Novellen von Ganghofer und Schmitthener als Stilmuster genossen haben, wenn die Schülerbibliothek gar Mosegger enthält! Von der Erwägung ausgehend, daß das geistige Eigentum des Schülers an einem Aufsatz, möge es in Form und Inhalt noch so gering sein, nach Möglichkeit unangetastet bleiben sollte, kann man sagen: Ein mundartlicher Ausdruck darf im Aufsatz nur dann als Fehler angerechnet werden, wenn er, wäre er zufällig hochdeutsch, ebenfalls mangelhaft wäre, d. h. also, wenn er eben gegen Klarheit, Grammatik, Schönheit<sup>1)</sup> od. dgl. verstößt.<sup>2)</sup> Das schließt natürlich nicht aus, daß der Schüler bei Rückgabe der Arbeit darauf aufmerksam gemacht wird, dieses oder jenes Wort wäre

1) Auch Geher („Der deutsche Aufsatz“ im „Handbuch des deutschen Unterrichts“ 1. Bd. 2. Teil. München 1906, S. 105) knüpft das sonst prinzipiell zugestandene Einfließen von Provinzialismen an „die Bedingung, daß die dialektischen Wendungen ohne weiteres verständlich sind, und daß sie weder trivial noch roh klingen“.

2) Ein Beispiel möge das veranschaulichen: Menges zieht (Volksmundart S. 61) den Ausdruck: 'Es nimmt mich nur ein Wunder', dem andern: 'es wundert mich' vor. Damit widerspricht er zunächst einmal seiner eigenen, gewiß berechtigten Forderung nach Kürze. Davon abgesehen aber ist der Ausdruck doch auch recht unanschaulich und grammatikalisch absonderlich. So weit darf die Zulassung des Elsässischen denn doch nicht gehen, daß etwas Unklareres und Unschöneres den Vorzug erhält, nur weil es elsässisch ist.

eigentlich nicht streng allgemein hochdeutsch, und daß er bei ähnlichen Ausdrücken doppelte Vorsicht in ihrer Anwendung müsse walten lassen. Im übrigen ist dem Takte und Sprachgefühl des Korrigierenden hier eine besonders schwierige Aufgabe gestellt.

Ebenso wie bei der Beurteilung von Provinzialismen in Aufsätzen gehen die Meinungen bei einem anderen Punkte auseinander: Soll die Lektüre auch mundartliche Stücke zulassen, behandeln oder gar betonen? Goldscheider („Leseft.“ S. 74) lehnt es im großen und ganzen ab. „Allen Erdgeruch und alle Urwüchsigkeit in Ehren,“ meint er, „aber wer gewöhnt werden soll, der muß doch zunächst nach einer Hauptrichtung geschoben werden und nicht gleichzeitig nach allen Richtungen der Windrose. Heute Rosegger und morgen Reuter oder Klaus Groth und so fort.“ Darin liegt wohl ein Mißverständnis. Wer so verfahren wollte, wie es Goldscheider andeutet, dem müßte freilich das Handwerk von Staats wegen verboten werden. In eine 2. Realklasse Mecklenburgs gehört so wenig Hebel, wie in eine Realschule des Elsaßes Frig Reuter.<sup>1)</sup> Wenn im folgenden die Zulassung mundartlicher Stücke erörtert wird, so ist ohne weiteres vorausgesetzt, daß für jede Schule eben nur die Mundartdichter ihres Sprachgebietes in Betracht kommen können. Mit dieser Einschränkung treten viele für gelegentliche Beiziehung mundartlicher Stücke warm ein. Buchheim („Zum deutschen Unterr.“, Programm Zittau 1890, S. 13) z. B. will als Lehrer wie als Schüler beobachtet haben, daß „gerade diese Nummern als eine recht willkommene Beigabe empfunden wurden und nicht zum Schaden notwendigerer Dinge.“ Noch weiter geht Wille („Schriftdeutsch und Volkssprache“, Leipzig 1903, S. 65), der die Schüler, ihren Kräften entsprechend, an der Sammlung mundartlicher Sprachproben, z. B. der Kinderreime, Volksrätsel, Redensarten, beteiligen will.<sup>2)</sup> Er wie auch Cauer („Von deutscher Sprach-erziehung“, Berlin 1906, S. 113) sind der Ansicht, daß das Vorlesen mundartlicher Dichtungen oder der Vortrag solcher bei Schulfeiern in eigener Weise zum Herzen der Schüler spreche. Ganz besonders zu unterstreichen und erst recht gültig für das Lesebuch der mittleren Gymnasial- und Realklassen ist die Forderung von Menges („Die Mundart im Lesebuch der Volksschule“, Els.-Lothr. Lehrertztg. 1894, IV, 463): „Im Oberklassenbuch sollte auch das eine oder andere elsässische Volkslied stehen.“ Gar manches Gedichtchen dieser Art wäre mehr am Platze als die ein

1) In Prima wäre eine solche Beiziehung eher am Platze, schon zur Erklärung von Erscheinungen wie Lautverschiebung, Richtung des Umlautes usw.

2) Das ist, als Nebenergebnis, auch nach meinen Erfahrungen gar nicht so unmöglich und unfruchtbar. Vgl. unten S. 42.

sonst ganz anerkennenswertes Bestreben nach Lokalkolorit verratende „Münstersage“ von Uhlend, oder Aug. Stöbers „Das Münster zu Straßburg in der Sternennacht“<sup>1)</sup>, die beide 13—16jährige Schüler vollständig kalt lassen. Zugleich wäre die Aufnahme eines oder des anderen Volksliedes auch im Interesse dieser im Unterrichte arg vernachlässigten und doch so bedeutungsvollen Dichtungsart freudig zu begrüßen; man würde damit gleichsam zwei Fliegen mit einer Klappe fangen. Bedenklich dagegen bleibt es, wenn Menges an anderer Stelle („Volksmundart“ S. 9) einer allgemeinen Vermehrung der mundartlichen Gedichte in Lesebüchern und Gedichtsammlungen das Wort redet; bedenklich, weil dann die Mundart leicht Selbstzweck wird, statt Mittel zum Zweck zu sein. Höchster und letzter Zweck, das dürfen wir keinen Augenblick vergessen, bleibt immer die Beherrschung und das Verständnis des Schriftdeutschen. Und nur solange sie zur Erreichung dieses Zieles beiträgt, ist die Mundart unschätzbar. Daß einige mundartliche Stücke, wenn möglich, daneben behandelt werden sollen, ist trotz des Gesagten selbstverständlich, schon um des anderen Zweckes willen, über den Wert der Mundart den Schülern die Augen zu öffnen. Das Wichtigste bleibt auch hier wieder der goldene Mittelweg: Eine zwar kleine und, wenn auch nicht für das Lesebuch, so doch für die einzelne Schule auf die Mundart ihrer Umgebung beschränkte, aber unter vielseitigen Gesichtspunkten ausgewählte Anzahl von mundartlichen Stücken.

Neben dieser Frage treten einige andere Punkte mehr zurück. Das Übersetzen mundartlicher Stücke ins Hochdeutsche z. B. oder Sprechübungen in der Mundart sind teils, wenigstens für mittlere und obere Klassen, zu elementar, teils vollständig überflüssig. Nur wenn ein Schüler im Ringen mit dem Ausdruck gar nicht zum Rechten kommen will, kann als ausnahmsweiser Notbehelf selbst auf höherer Stufe die Mundart zu Hilfe gerufen werden. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Frage, ob auch der Lehrer gelegentlich in der Mundart der Schüler reden solle, wie es u. a. R. Hildebrand verlangte („Vom deutschen Sprachunterricht“ S. 15). Das mag Schulkreuzen gegenüber zuweilen am Platze sein; in höheren Lehranstalten muß Hochdeutsch Geschäftssprache sein und bleiben; womit nicht gesagt sein soll, daß der Lehrer nicht auch einmal eine Wendung der Umgangssprache verwenden dürfe. In beschränktem Umfange und mit dem nötigen Takte getan wird es ihm nicht nur in seiner Autorität nicht schaden, sondern ihn im Gegenteil seinen Schülern menschlich näher bringen. Die Gefahr liegt hier wie überall nicht etwa in der Bewertung an sich, sondern allein in der Übertreibung.<sup>2)</sup>

1) v. Dabelsen S. 438f.

2) „Eine zu weit ausgedehnte Berücksichtigung der Mundart würde den geistigen Horizont der Schüler ohne Not und ohne Nutzen in zu engen Schranken halten,

Allerdings hat es nicht an Stimmen gefehlt, die überhaupt jegliche auch relativ geringfügige Verwertung der Mundart im Interesse der Schule und der Schriftsprache für verhängnisvoll erachteten. Außerordentlich scharf wendet sich auf S. 513f. der *Öst.-Bohr. Lehrertztg.* von 1897 (IV) ein Herr A. S. gegen jede Einführung und Verwertung der Mundart im Unterricht. Allein schon die mehrfachen Tatsachenfehler, die sich in den wenigen Zeilen finden, und die auch die Redaktion der Lehrerzeitung selber zu verschiedenen Fragezeichen veranlaßten, zeigen, was von seinen Ausführungen zu halten ist. Die Antwort ist denn auch nicht ausgeblieben. Doch auch besonnenere Leute haben vor der Mundart im Unterricht warnen zu müssen geglaubt. „Selbst Fach- und Schulmänner“, so faßt D. Thon (*Ztschr. f. d. deutsch. Unterr.* XX, 129, 1906) die von ihm selbst nicht geteilten Bedenken zusammen, „verhalten sich noch häufig den Mundarten gegenüber ablehnend und zurückhaltend, weil sie fürchten, der kunstvolle Bau unserer Schriftsprache könne durch das Eindringen derber und niedriger Formen gestört und entstellt werden, und namentlich die Jugend dürfe von den Mundarten mit ihrem scheinbar ungezügelterten und wilden Sprachleben nur möglichst wenig erfahren, weil sonst ihre grammatistische und stilistische Ausbildung leiden müßte.“ Hier liegt in der Tat mit der wundeste Punkt der ganzen Mundartverwertung. Menges weist (*Reins Enzyklopädie* IV, 857f.) eine lange Reihe von „Hemmungen“ des Schriftdeutschen durch die Mundart nach. Und das Unheil, das durch undeutsche, aus der Mundart herübergenommene Satzbildungen auf syntaktisch-stilistischem Gebiete angerichtet werden kann, ist durchaus nicht zu unterschätzen. Allein diese Gefahr besteht bei allen Schülern, die zu Hause Mundart sprechen, ob nun mutig auf die Gefahr hingewiesen und eine mundartliche Wendung einmal mehr oder weniger ausgesprochen wird, oder ob man vor ihr à la Vogel Strauß die Augen verschließt. Gerade solches Ignorieren ist vielleicht bei weitem das Gefährlichere.

Man könnte freilich einwerfen, die Schüler möchten durch die gewissermaßen offizielle Anerkennung der Mundart, wie sie sich in deren Betonung und Wertung im Unterrichte auszusprechen scheint, zu einer über das Ziel hinauschießenden Einschätzung ihrer Bedeutung und so zu einem ungerechtfertigten Einschmuggeln derselben in Aufsätze kommen, zum Schaden des eigentlichen Endzweckes, des Hochdeutschen. „Das ist aber“, wendet Hildebrand<sup>1)</sup> („*Vom deutschen Sprachunterricht.*“, S. 68f.) da-

würde den Blick in einem untergeordneten Lebenskreise befangen machen und die Möglichkeit einer Erhebung zu höheren Interessen erschweren oder gar unmöglich machen.“ Albert Richter. (Zitiert nach Menges in *Reins Enzyklopädie*, IV, 840.)

1) Der gleichen Auffassung ist auch Sozin, *Schriftsprache*, S. 510.

gegen ein, „in keiner Weise zu fürchten in einer Zeit, wo durch die Übergewalt des geschichtlichen Ganges das Hochdeutsch als Spitze und Ziel aller formellen Bildung so allgemein schon gewissermaßen in der Luft liegt, daß die Schüler alle schon stofflich etwas davon als Anfaß aus dem Vaterhause mitbringen, vor allem aber das Gefühl von seiner Wichtigkeit und den schlummernden Drang, sich's anzueignen, weil es sie nach der Höhe führt, nach der doch alle streben.“ Wenn damit die stilistischen Bedenken gegen die Zulassung der Mundart im Unterrichte auch nicht restlos widerlegt und zum Schweigen gebracht sind, so dürfen sie, wie es verschiedentlich geschehen ist, auf der andern Seite doch auch nicht gar zu stark in den Vordergrund gestellt werden. Zum mindesten scheint es einem so berufenen Kritiker wie Geyer (vgl. „Der deutsche Aufsatz“, S. 105) mehr als zweifelhaft, ob es sich überhaupt empfehle, alle landschaftlichen und mundartlichen Gepflogenheiten, die die Kinder in die Schule mitbringen, zugunsten der Buchsprache mit Stumpf und Stil auszurotten. Im Gegenteil: er ist der Ansicht, man könne die Jugend gar nicht zeitig genug darauf hinführen, daß in den Mundarten ein schier unererschöpflicher Quell von treffenden und anschaulichen Ausdrücken fließt, der für die Buchsprache nutzbar gemacht werden kann und von jeher gerade von den besten Schriftstellern nutzbar gemacht worden ist. Dagegen würde Goldscheider (vgl. „Besefstücke“, S. 73) freilich einwenden, daß wir gar nicht die Aufgabe haben, Schriftsteller auszubilden, sondern Schüler zu neuhochdeutscher Schriftsprache und gebildeter Umgangssprache anzuleiten. Doch das ist ein Streit um Worte; das eine schließt das andere durchaus nicht aus: Man kann hie und da sehr wohl leichte Provinzialismen einfließen lassen und trotzdem noch mit Recht auf eine „gebildete Umgangssprache“ Anspruch erheben (vgl. Goethe, Uhland u. a.). Jedenfalls dürfte der Einwand, der deutsche Stil der Schüler könnte darunter leiden, in keiner Weise hinreichen, um die Mundart nun ganz aus der Schule zu verbannen und damit auf ein an anderen Punkten so wertvolles Bildungsmittel voreilig Verzicht zu leisten.

Es ist dann noch bemerkt worden, sowohl die Reinheit und Schönheit des Ausdrucks wie auch die Sprachfertigkeit der Schüler könnten von der Einwirkung der Mundart betroffen werden. Was zunächst die ersteren angeht, so scheint H. Hildebrand (vgl. a. a. O. S. 69) „auch diese Furcht eitel. Denn auch für den Unterschied der Ausdrücke und Wendungen nach ihrem verschiedenen Standeswerte . . . bringt der Schüler bereits ein gewisses Gefühl aus seinem Lebenskreise mit und kommt damit dem Lehrer entgegen.“ Was vollends die Sprachfertigkeit anbelangt, so kann die Mundart unter Umständen sogar von positivem Nutzen

sein.<sup>1)</sup> Mehrfach hat bei Stodungen im freien geschichtlichen oder deutschen Vortrag die Aufmunterung, nur schlicht und einfach wie zu Hause zu reden, also der indirekte Hinweis auf das Muster der Umgangssprache den besten Erfolg gehabt. Die Mundart müßte nur dann unter allen Umständen als Hindernis für die Sprachgewandtheit betrachtet werden, wenn diejenigen, die zu Hause hochdeutsch sprechen, in der Klasse in der Regel den fließendsten, die Mundart Redenden dagegen den stöckendsten Vortrag hätten. Weder das eine noch das andere ist bekanntlich der Fall.

Ein äußerer Einwand gegen die Einführung der Mundart in den Unterricht ist noch kurz zu streifen. Werden bekannte, eventuell eigenartige mundartliche Formen nicht unangebrachte Heiterkeit erwecken und so gerade beim jungen, in seiner Stellung noch nicht gefestigten Lehrer das Fundament der ganzen Stunde, die Disziplin erheblich gefährden? Schwerlich; denn die Weckung von Interesse, die doch ein Hauptzweck und wesentlichster Nutzen der Mundartverwertung ist<sup>2)</sup>, hat noch nie die Disziplin beeinträchtigt.<sup>3)</sup> Im Gegenteil hält Hildebrand (a. a. D. S. 79 ff.) ein etwaiges Lachen beim Aussprechen mundartlicher Ausdrücke für zulässig, ja unter Umständen geradezu für den „notwendigen Durchgang vom alten vornehmen Standpunkte zu dem neuen.“ Gewiß wird es im ersten Augenblick eintreten, aber eben nur als Durchgangsstadium. Beim zweiten oder dritten Male ist es mit dem Lachen um jeden Preis bereits vorbei. Die Schüler haben den tieferen Sinn der Mundartproben und -beispiele bereits erkannt und nehmen am Auffuchen weiterer Unterlagen mit vollstem Ernste, wenn auch freudigen Sinnes teil. Allerdings muß man sich dabei zumal am Anfang hüten, das Maß des für jede Stufe Verständlichen zu überschreiten. Denn das ist eine weitere Gefahr der Mundartverwertung, daß man gerade hier leicht über das Niveau der Klasse hinausgerät, daß man etwa Parallelen mit früheren, besonders mittelhochdeutschen Sprachzuständen zu ziehen geneigt ist, die den Schülern noch unbekannt sind und vorläufig auch bleiben sollen. Immerhin ist es wohl nicht zu weit gegriffen, wenn man schon auf Tertia oder Sekunda bei günstiger Gelegenheit darauf hinweist, daß die *el*, *langen i* oder *û* Reste des Mittelhochdeutschen sind. Bei späterer mittelhochdeutscher Lektüre wird das sofort eine wesentliche Erleichterung für das Verständnis bilden.

1) Weiteres darüber s. u. S. 22f.

2) Vgl. unten S. 20ff.

3) „Die Störung der Disziplin ist durch eine gewisse zwanglose Vertraulichkeit in der Schule nicht zu fürchten, indem eben die geistige Regsamkeit und lebendige Tätigkeit am besten vor Zerstreuung bewahrt und zusammenhält.“ Mikosfer, nach Sozin, Schriftsprache, S. 505.

Überhaupt bietet die Bewertung der Mundart über diesen letztgenannten Einzelfall hinaus eine ganze Anzahl von Vorzügen, und zwar dergestalt, daß man da und dort fast von einer Notwendigkeit der Mundartverwertung reden möchte. Gründe ethischer wie sozialer, nationaler wie sprachlicher Natur lassen die bisher behandelten Gefahren der Mundartverwertung und die Bedenken gegen letztere schließlich beinahe vollständig hinter dem Nutzen zurücktreten.

So ist die Mundart zunächst zur Weckung von Interesse ein Mittel, das man nicht leicht missen möchte. Denn ist die psychologische Tatsache — auch für Erwachsene, um wieviel mehr für Kinder — richtig, daß uns das am lebhaftesten fesselt, was für uns einen Eigenwert hat, was uns schon einmal unter irgendeinem Gesichtspunkte näher getreten ist, so fragt man sich unwillkürlich: Was sollte mehr Interesse erregen, als die Mundart, die doch in der Mehrzahl der Fälle das einzige des ganzen deutschen Sprachunterrichts ist, das die Schüler schon als eigenes sprachliches Erlebnis von Hause mitbringen? In ihr haben wir die erwünschte Anknüpfung des Neuen an Altes, des Fremden an Bekanntes, so bequem und trefflich als nur möglich.<sup>1)</sup> Hat bei Worterklärungen und Sprachvergleichen der Lehrer die Belege sofort zur Hand, und vermag er sie an geeigneter Stelle geschickt einzuflechten, so ist damit nach Fudels Ansicht<sup>2)</sup> ein guter Stützpunkt für die Erweckung des Interesses und für das Gedächtnis gegeben, und man wird bei der Erwähnung derartiger Fälle oft einem „freudigen Aufleuchten der Blicke“ begegnen. Besonders erwünscht muß letzteres namentlich in der Grammatikstunde, dem Kreuz des deutschen Unterrichts, sein. Es ist ja, auch wenn grammatische Belehrungen noch so sparsam eingeflochten werden, gar nicht möglich, deutsche Tertianer auch nur minutenlang mit denselben zu fesseln, ohne daß die losen Geister unversehens über Prärien und Pampas streifen, wenn es nicht gelingt, sie auf heimischen Fluren sich austoben zu lassen. Solch heimische Fluren sind in unserem Sinne aber die heimischen Worte, die Mundart. Wenn auch hier wie überall das vom Lehrer ausströmende Fluidum des eigenen Interesses das Beste tut, so haben wir doch in der Mundart ein überaus naheliegendes Mittel, die Sache an sich anziehend und lebensvoll zu gestalten. „Der Unterricht muß den Schülern die mitgebrachte Sprachkenntnis zum Bewußtsein bringen, indem er die grammatischen Belehrungen soviel als möglich von den mundartlichen Formen ausgehen und die dort durch Anschauung gewonnene Erkenntnis auf die sprachlichen übertragen läßt. Auf diese Weise wird die Mundart Lust zu grammatischen Unterweisungen er-

1) Vgl. auch Menges, Volksmundart S. 9.

2) Vgl. Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. XXIV, 409.

zeugen und viel zu deren Verständnisse beitragen.“ (Menges, „Volksmundart“, S. 32.) Wenn der Ausdruck „Lust“ für Grammatikstunden auch etwas reichlich optimistisch ist, so kann ich doch jedenfalls aus mehrfacher Erfahrung bestätigen, daß es bei passender Einflechtung von Mundartproben durchaus gelingt, fast ganze Stunden hindurch interessierte und fröhliche Gesichter zu erhalten. Und Frohsinn ist doch sonst in Grammatikstunden, falls er nicht einem aufgeflogenen Maikäfer oder angehefteten Zettel gilt, ein selten gesehener Gast, obwohl er zur Erhaltung des Interesses, der Aufmerksamkeit und Lebendigkeit vielleicht nirgends so unerlässlich notwendig ist wie gerade hier. Fehlen die letzteren, so gehen, trivial ausgedrückt, die grammatischen Belehrungen und Begriffe zu dem einen Ohre ein und nach der Wiederholung in der nächsten Stunde zum andern wieder hinaus. Nur wenn sie im Schüler ein Echo finden, dann nur werden sie ihm ein *κρημα εις ασλ.*

Die Langeweile dagegen wirkt nicht bloß für den Augenblick lähmend und ablenkend, sondern sie tötet, falls sie nicht ganz schnell gebannt werden kann, auch jeden weiteren Trieb zu eigener Betätigung zu Hause und im Unterrichte. Wenn die Finger nur gehoben werden, um den gähnenden Mund zu verdecken, so ist es um den Erfolg des Unterrichtes schlimm bestellt. Soll die Sprachlehre in der Schule erfolgreich betrieben werden, so muß das Kind — und nicht etwa nur das von sechs oder sieben Jahren — mit seinem eigenen Sprachschätze, seiner Mundart, auch mitwirken und zur Mitwirkung angehalten werden.<sup>1)</sup> Nicht umsonst redet D. Lyon (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XX, 129) von der „erfrischenden und lebenerweckenden Gewalt der Mundarten“, auch im pädagogischen, nicht bloß im sprachlichen Sinne. Zumal das Elässische ist ein vortreffliches Mittel, die Schüler etwa Wortbedeutungen od. dgl. selber finden und entwickeln zu lassen, statt ihnen alles selber sagen zu müssen. Die Entwicklung durch eigene Kraft ist hervorragend geeignet, den Schaffens- und Betätigungsdrang 14- oder 15jähriger Jungen zu befriedigen, zugleich auch, durch das allmähliche Entwickeln das Ergebnis fester im Gedächtnis haften zu lassen.<sup>2)</sup> Schwerlich z. B. wird den meisten meiner Obertercianer die Grundbedeutung von „paußbädig“<sup>3)</sup> jemals wieder ganz aus der Erinnerung entschwinden; sie haben sie ja selbst gefunden. In ähnlicher Weise wurde mit Hilfe der Mundart bei Erklärung des Ab-

1) Vgl. Birlinger, Memannia III.

2) Menges bezeichnet die Mundart in der Schule einmal (Erl.-Dothr. Lehrerztg. IV, 536) als „Apperzeptionshilfe“. Auch Fudiel sieht sie als eine Stütze fürs Gedächtnis an. (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XXIV, 409.)

3) Vgl. unten S. 50f.

lautes allseitige tätige Mitarbeit erzielt. Ein Schüler brachte dort in wenigen Minuten zwei Beispiele, die außerordentlich treffend das Wesen des Ablautes veranschaulichten.<sup>1)</sup> Und so eifrig war er bei der Sache, daß er nach Schluß der Stunde vom Gange noch einmal in die Klasse zurückkam, um noch einen Beitrag zu liefern. Aus eigener Schülerzeit glaube ich mich zu erinnern, daß wir häufig 5 Minuten vor dem Klingelzeichen schon nicht mehr bei der Grammatik, sondern beim „Reiterball“ und ähnlichen interessanteren Dingen waren, geschweige denn 5 Minuten nachher. Wenn der Erfolg auch in den seltensten Fällen so stark und augenfällig sein wird, ganz aus bleibt er wohl nie. „Es ist ein großer Unterschied,“ meint Stehle („Bedeutung des Dialektes für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache“, Els.-Lothr. Schulblatt 21, 210. 1891), „ob dem Schüler die kalte, nackte Regel gegeben wird: Die Kehllaute gehen ineinander über, und er die Beispiele „Sörg“ und „Georg“ lernt, oder ob ich ihm das Wort „lügen“ in els. Mundart als „lije“ vorführe und die Regel aus dem Dialekt ableiten lasse.“<sup>2)</sup> Im ersteren Falle mußte der Schüler etwas lernen, sein Gedächtnis mit noch mehr Ballast beschweren; im zweiten Falle hat er etwas gefunden, seine eigene geistige Kraft erprobt, ist selbst in das geheimnisvolle Wesen unserer Sprache eingedrungen und wird sicherlich später selbständige Versuche machen und manch neues Beispiel finden.“ Wird aber der Schüler in dieser Weise auf eigene Füße gestellt und sieht dann, was er auch aus sich selbst heraus zu leisten vermag, so wird damit unmittelbar sein Selbstbewußtsein gekräftigt: Er wird mit Recht stolz auf seine Leistungen und von nun an doppelt bestrebt, immer Besseres und Selbständigeres zu leisten. Besonders aus zwei Erwägungen heraus kann eine Steigerung des Selbstbewußtseins nicht genug mit Freuden begrüßt werden: aus sittlichen Gründen und aus einem sehr nahe liegenden praktischen.

Es ist eine viel beklagte und verhängnisvolle Tatsache, daß gerade die Schüler mittlerer Klassen — Sextaner und Quintaner sind in der Beziehung weit angenehmere Plappermäuler — im deutschen (und geschichtlichen) Unterricht so überaus schwer zum freien Reden zu bewegen sind. Auch hier kann die Mundart wieder wirksam zur Besserung des Zustandes beitragen. Zwar liegt der Verdacht nahe, daß gerade die Berücksichtigung von zwei Sprecharten verwirrend wirken könnte, zumal wenn die Mundart geradezu mit Absicht während der Unterrichtsstunde in den Blickpunkt des Bewußtseins gerückt wird. Allein in Wirklichkeit ist gerade das Umgekehrte meist der Fall; darüber sind fast alle einig, die sich mit

1) Vgl. unten S. 42.

2) Vgl. unten S. 42 f.

der Bewertung der Mundart beschäftigt haben.<sup>1)</sup> Wenn im Unterrichte soweit als tunlich auch volkstümliche Ausdrücke und Wendungen genannt, ja selbst einmal geduldet werden, kommt die Sache den Schülern gleich vertrauter und heimischer vor: Die Kluft zwischen Schrift- und Volkssprache wird dann verkleinert. Das hat aber seinerseits wieder den unschätzbaren Wert, daß die Scheu, sich in der fremden, ungewohnten Schriftsprache auszudrücken, sich verringert: der Schüler wird mitteilbarer. Der Gewinn für den ganzen Unterrichtsbetrieb springt sinnfällig in die Augen. Trodnet dagegen die Schule die Quelle muttersprachlicher Schöpferkraft aus<sup>2)</sup>, so nimmt sie dem Menschen sein schönstes Gut, die aus dem Innern quellende Rede, und schiebt ihm statt dessen den Wechselbalg angelernter Phrasen unter.

Durch nichts sind die letzteren leichter zu vermeiden als durch den steten Hinweis auf die Einfachheit und Natürlichkeit der Mundart. Überall, wo sich im Aufsatz Prunk und Wichtigtuerei und hohles Wortgeklingel ohne richtige Anschauung breit machen wollen, vermögen sie am besten wohl durch den Hinweis auf die Sprödigkeit und Rüchternheit der Mundart, der trotzdem nie die Wärme und Treffsicherheit fehlen, berichtigt werden. Es gilt dem Schüler zu zeigen, was sich nicht alles aus seiner Umgangssprache unter geschickten Händen machen lasse, wie gerade das Tiefste und Höchste am ergreifendsten in den ursprünglichsten Worten wiedergegeben wird. Vielleicht bekommen die Schüler dann eine Ahnung von der Macht des Einfachen auch in der Schriftsprache. Zugleich erblicken in dieser Einfachheit und sinnlichen Anschaulichkeit der Mundart Mörikofer (vgl. Sozin, „Schriftsprache“, 505) und Menges (Reins Enzyklopädie, IV, 860) eine Gewähr für die Wahrhaftigkeit dessen, der ihn gebraucht, in unserem Falle des Schülers. Der lernt ferner beim Vergleichen mundartlicher und schriftdeutscher Formen genauer hinsehen, sorgfamer beobachten. Täglich Gesehene oder Gehörte, aber bisher über-

1) Vgl. Menges, Volksmundart, S. 116 (ähnlich auch in Reins Enzyklopädie IV, 860): „Es ist nicht denkbar, daß durch die Berücksichtigung der Mundart die Sprechfähigkeit der Schüler leide. . . . Wenn der Schüler sieht, daß seine niedrige Hausprache in der Schule geehrt wird, so geht er aus sich heraus und wird unbefangener, und seine Zunge wird auch für die Schriftsprache gelöst. Sein Sprechen wird fließender, natürlicher, kräftiger.“ Wangert (Jtschr. f. d. deutsch. Unterr. XXIII, 275): „Dem Schüler muß zu Bewußtsein kommen, daß seine Mundart kein unwürdiges Objekt wissenschaftlicher Beobachtung ist. Dann nimmt er an diesem Unterrichte mit dem Herzen Anteil, dann geht er mit der Sprache dreist heraus, während er sonst leicht verschüchtert wird und nicht zum Sprechen zu bringen ist.“

2) Vgl. v. Raumer (Sprachwissenschaftl. Schriften S. 207; nach Sozin, Schriftspr. S. 482).

haupt nicht beachtete Dinge erregen nun plötzlich seine Aufmerksamkeit, ein doppeltes Interesse. Er lernt aufpassen, auch im scheinbar Altbekannten noch Neues entdecken, den Dingen auf den Grund gehen. „Dazu kommt die Liebe für das Kleine und Geringe. Wie manches unbeachtete Wort der Mundart kommt beim Schüler zu Ehren und wird ihm wichtig, wenn er sieht, wie es einem unverstandenen schriftdeutschen Worte auf den Grund leuchten kann“ (Menges a. a. D.).

Überhaupt ist die Mundart zu unmittelbarer Belehrung aller Art beizuziehen, ein „Veranschaulichungs- und Vergleichungsmittel“ des Unterrichtes, wie es Menges mehr knapp als schön bezeichnet („Volksmundarten“, S. 7). Wie viel schneller und besser als mit langen Reden läßt sich z. B. das Wesen des Ablautes durch ein paar elsässische Verschen veranschaulichen! „Um auch für die Bedeutung der Vorsilben miß, un, ur, ge, ver usw. Verständnis anzubahnen, kann der Lehrer wiederum in einzelnen Fällen ganz ausgezeichnet an die Mundart anknüpfen, und die Schüler lernen nicht, sondern verstehen.“ Das Beispiel, an dem Stehle (vgl. „Els.-Lothr. Schulblatt“ 21, 211) das zu erläutern unternimmt, werden wir später noch kennen lernen (s. unten S. 44f.). Durch den steten Vergleich von Mundart und Schriftsprache, durch den Zwang, die Unterschiede zwischen beiden festzustellen, zu schließen, zu erwägen und zu urteilen, kräftigt sich der Verstand des Schülers und bildet sich sein Geschmaç. Welche Bedeutung in dieser Hinsicht der Mundart im Unterricht zukommen kann, hat K. Hildebrand in seiner Schrift über den deutschen Sprachunterricht (S. 70ff.) eingehend auseinandergesetzt. Er bezeichnet ihn dort geradezu als „den prächtigsten Bildungstoff für den Verstand.“ Wird er zudem ziemlich regelmäßig verwertet, so liegt darin noch ein weiterer Vorteil: Da sich dann das Elsässische, wenn auch nur hie und da, so doch im ganzen wie ein roter Faden durch allen deutschen Sprachunterricht hindurchzieht, so bietet es oft eine willkommene Anknüpfung, mit anderen Worten ein weiteres Mittel zur Konzentration des Unterrichtes.

Neben diesen Vorteilen pädagogischer Natur im strengsten Sinne gewährt die Verwertung der elsässischen Mundart dann auch noch eine Reihe solcher, die dem Verhältnis von Schüler und Lehrer sowie Schule und Gesellschaft im weitesten Umfange zugute kommen. Daß die Mundart auf unteren Stufen oft das beste Mittel ist, um den Kindern zum Herzen zu sprechen, wird vielfach anerkannt.<sup>1)</sup> Schon mundartliche Färbung der Sprache heimet hier die Kinder an<sup>2)</sup>, während das strikt durchge-

1) Vgl. z. B. Wilke, Schriftdeutsch S. 65 und Sozin, Schriftsprache S. 505.

2) Es sei ausdrücklich betont, daß damit nicht etwa reinem Mundartsprechen das Wort geredet sein soll. „Mundartliche Färbung“ wäre etwa der Gebrauch von Worten wie

führte Hochdeutsch leicht etwas Steifes und Formelles bekommt, geradezu zu einer Scheidewand zwischen Lehrendem und Unterrichtetem werden kann. Aber auch noch auf mittleren Klassen rückt der Lehrer seinen Schülern durch gelegentliches Wertverten der Mundart menschlich näher. Auch sie ist einer der „Wege zum Herzen des Schülers“. Zugleich bahnt sie eine Art Verbindung zwischen Schule und Elternhaus an. Gerade auf der höheren Schule und in deren oberen Klassen, wo mit Fremdsprachen, höherer Mathematik, weiterer Geographie und Geschichte usw. usw. alles scheinbar so unendlich von der engeren Scholle gelöst ist, gerade da ist es vielleicht noch viel notwendiger als in der doch stofflich auf viel Näher liegendes berechneten Volksschule, daß der deutsche Unterricht den Kontakt mit Haus und Heimat aufrechterhält. Die Eignung der elsässischen Mundart hierzu, schon für die Volksschule, ist unbestritten. Wird im Deutschen die Schriftsprache als das Unbekanntere durch die Mundart als das Handgreiflichere näher gebracht und erläutert, so läßt dies die letztere in den Augen der Schüler an Ansehen gewinnen und hat damit ein Weiteres im Gefolge: der Gebildete blickt so oft mit Verachtung auf den Mundartsprechenden herab, und dieser fühlt sich beengt und beschränkt jenem gegenüber. „Hier kann die Schule die Gegensätze mildern, wenn sie dem einen zeigt, daß die Mundart auch Recht hat, und daß sich die Schriftsprache aus ihr fort und fort wie aus einem Jungbrunnen erneuern und beleben muß, und wenn sie dem andern die Schriftsprache so lehrt, daß er auf sie ein Stück von der Liebe zu seiner Mundart überträgt.“ (Menges, Reins Enzyklopädie IV, 861.)

Allerdings hat die Schule vorher die Aufgabe, diese Liebe zu einer bewußten und auf innerer Überzeugung beruhenden zu machen. Gelingt es ihr — ein notwendiger Zirkel — eben durch die Wertverten der Mundart, so ist das von erheblicher Tragweite. Wer nämlich die eigene Mundart schätzen gelernt hat, der läßt auch die anderer Leute als wertvoll und gleichberechtigt gelten. Der Spott des Münchenerers über den Berliner, des Hannoveraners über den Sachsen, des Pommern über den Elsässer und vice versa hört dann auf oder verliert wenigstens seine verletzende Spitze. Das ist für den persönlich gesellschaftlichen Verkehr einzelner, aber auch für den nationalen Verkehr der deutschen Stämme und für das Gefühl der Einheit gewiß nicht belanglos. Um eine nachhaltige

---

Stiege für Treppe, Geschirr für Gefäß, Platz für Raum, fegen für lehren, pußen für scheuern, Scheuer für Scheune, Geiß für Ziege u. dgl., „mundartliche Färbung“ auch bei schwankendem Geschlecht die Anwendung des zu Hause Üblichen, also: der Docht, das Euter, der Knäuel u. a. Damit wird sicherlich dem Ziel, der Beherrschung des Hochdeutschen, kein Abbruch getan.

Wiedergeburt unseres Volkstums in der von politischem Haß zerfressenen Gegenwart zu ermöglichen, „muß vor allem die Schule in ganz anderer Weise als bisher an der Erhebung der Mundarten zu bedeutungsvollerem Einfluß mitarbeiten. Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß jede Schulgattung, Gymnasium, Realschule, Seminar, Volksschule u. a., den Schüler außer in die allgemeine deutsche Schriftsprache und deren Literatur auch eingehend in Leben und Sprache der Heimat und in die volksmundartliche Stammesliteratur einzuführen habe“ (D. Lyon, Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. XX, 131). Da redet man dem Schüler so oft hohe Worte vom Festhalten an der heimatischen Scholle, vom unvergänglichen Reiz und Wert des Fleckchens Erde, auf dem er geboren ist; und die gefühlsbetonteste Seite heimischen Wesens<sup>1)</sup>, heimischen Klang will man ihm nicht gelten lassen? Der Sinn für den Wert des letzteren muß immer mehr geweckt werden, und wäre es auch nur, um endlich dem greulichen Missingsch im weitesten Sinne zu steuern, d. h. der unglücklichen Neigung, im Umgang mit Fremden hochdeutsch reden zu wollen, wenn man es doch nicht kann. Der Einheimische soll wissen, daß er sich mit seiner Mundart in keiner Weise „blamiert“, sondern nur mit seinem Hochdeutsch, und der Fremde oder Gebildete soll einsehen, daß mit Anwendung der Mundart weder etwas Protestlerisches noch Geringschätzendes beabsichtigt ist. Und der Verdacht entsteht ja im Elsaß gar zu leicht.

Die politische Lage hat hier in den Beziehungen von Schriftsprache und Mundart anerkanntermaßen (vgl. z. B. Sozin, „Schriftsprache“, S. 511) ganz besondere Verhältnisse geschaffen, die die Bewertung der Mundart im Unterrichte doppelt notwendig erscheinen lassen, weit mehr als anderwärts. So sehr im allgemeinen das Hochdeutsche gerade das stärkste nationale Band ist, und die Mundarten geradezu als ein Hemmnis der Einigung erscheinen, so kann doch gerade die elsässische Mundart bei richtiger und taktvoller Verwendung zur Hebung des Gemeinschaftsgefühles mit beitragen. Aus nationalen, politischen Gründen muß sonst die Schriftsprache in den Vordergrund gerückt werden. Aus denselben nationalen und politischen Gründen muß hier im Elsaß mit seiner besonders gelagerten Eigenart gerade die Mundart diese Stelle übernehmen, und dies am allermeisten an höheren Schulen, für die jungen Leute, die in wenigen Jahren Führer und Leiter ihrer Stammesgenossen werden sollen. Denn nichts zeigt so überzeugend und so vollkommen unwiderleglich die ursprünglich deutsche Art und Herkunft des Elsässers, als

1) „Die Mundart ist auch ein Stück Heimat, und sicherlich nicht das letzte!“ Menges, Volksmundart S. 8.

seine Sprache und alles das, was mit der Sprache zusammenhängt, d. h. also in erster Linie die Dichtung. Für einen Zweig der letzteren, für das Volkslied, glaube ich dies bereits an anderer Stelle nachgewiesen zu haben.<sup>1)</sup> Für die Sprache aber ist es keineswegs schwieriger. So braucht bei Durchnahme des Wortakzentes nur darauf hingedeutet zu werden, wie bei vielen Fremdwörtern das Elsässische in seiner Betonung<sup>2)</sup> (auf der 1. statt 2. oder 3. Silbe) geradezu deutscher als das Deutsche selber ist. Nicht minder zeigen die häufig begegnenden Überreste hierzulande noch heute lebendiger, mittelhochdeutscher Sprachformen die deutsche Vergangenheit unseres Gebietes. Andere Beispiele sind nicht schwer zu finden. So muß die elsässische Mundart vom deutschen Standpunkte aus nicht etwa, wie es leider unverständigerweise zuweilen geschieht, als ein Hemmnis, sondern als eine Förderung deutscher Gesinnung angesehen werden. Die Schule hat es jedenfalls vollkommen in der Hand, sie dazu zu machen.

Dazu kommt, daß die Ehrung der sonst so geringschätzig behandelten und bewerteten Mundart dem Schüler Achtung einpflanzt vor heimischer Sprache und heimischer Sitte überhaupt. Dies aber fördert unmittelbar wieder einen Gegenstand, der in der Schule durchweg und sehr zu Unrecht ganz stiefmütterlich behandelt wird, heimische Volkskunde. „Die Volkssprache“, meint Mörikefer (vgl. Sozin, „Schriftsprache“, S. 505), „erweist sich . . . als ein nachhaltiges und zähes Band für die Erhaltung der Volkssitte. Mit der Sprachmannigfaltigkeit müßte auch die charakteristische Mannigfaltigkeit der Sittenzüge unwiederbringlich ausgelöscht.“ Die Mundart gibt nun den Anstoß, auf die verschiedensten Zweige elsässischer Folklore einzugehen. Da sind die schon berührten, oft unerwartet tief führenden, treffliche Einblicke in das Volks- und Sprachleben bietenden Orts- und Eigennamen, deren gierige Aufnahme von seiten der Schüler die Hoffnung nicht unberechtigt erscheinen läßt, daß hin und wieder einer oder der andere auch an einem nicht berührten Namen seine Erklärungskünste versuchen wird. Und selbst auf die — ziemlich sichere — Gefahr hin, daß wenigstens vorläufig zur richtigen Lösung noch die Kräfte und die Kenntnis der Hilfsmittel fehlen werden, ist auch die bloße Anregung zur Untersuchung und die Weckung der Aufmerksamkeit auf solche täglich gesehene und gehörte und doch nie beachtete Dinge ein nicht zu unterschätzender pädagogischer Gewinn. Auch mundartliche Volksdichtung kann gelegentlich gute Dienste leisten, Kinderreime, Volksrätsel, Redensarten u. dgl. können den Unterricht leicht und doch fruchtbringend

1) „Straßburger Post“. Jahrg. 1911, Nr. 167, 225, 314 u. 371.

2) Siehe unten S. 38.

beleben. Der gedankenlos unzählige Male gesungene Abzählreim bekommt gewiß eine ganz andere Weiße, wenn sich zeigt, daß er unmittelbar in das tiefste Wesen einer scheinbar so verwickelten Sache wie den Ablaut einführt. Nicht bloß den begabtesten Schülern wird da vielleicht aufdämmern: Sinter diesen bisher als Kindereien angesehenen Dingen steckt noch etwas mehr; wir müssen doch einmal darauf achten! Zumal wenn ähnliche Fälle häufiger sich finden, wenn etwa ein allbekanntes Verschen wie:

Kindl, bet,  
Morgen kommt der Schwedt,  
Morgen kommt der Ochsenstirn,  
Wird das Kindl beten lern,

ein vorzügliches Beispiel für Volksetymologie enthält, wenn in den Worten, die der Volksmund dem Vogelgesange unterlegt<sup>1)</sup>, ein tieferer Sinn zutage tritt, und so fort. Daß etwa bei der Erklärung des Wortes „Gejaid“ („Moderne Prosa“ III, 124) nicht bloß auf elsässische Sprache, sondern auch elsässische Volkskunde, die Sage vom „wiedige Heer“ Bezug genommen werden kann, versteht sich von selbst. Zugleich mag der Name des Verfassers, Fritz Lienhard, zu einem kleinen Exkurs über elsässische Literatur in deutscher und elsässischer Sprache herhalten, so daß die Schüler das ganze Stück hindurch förmlich Heimatluft atmen.

Damit gibt die Mundart zugleich vom engsten Kreis herkommend und von da zu weiterem übergehend eine Art Einleitung in die allmählich und bruchstückweise in den mittleren Klassen einsetzende Literaturgeschichte. Zu dem gleichen Ziele, vor allem zum ersten Teile der Literaturgeschichte, nämlich der Geschichte der deutschen Sprache führt von der Mundart her aber noch ein zweiter bequemer Weg. Zunächst einmal ist gerade die elsässische Mundart wie nichts anderes geschaffen, den Schüler leicht und faßlich in die unerläßliche Vorstufe der deutschen Sprachgeschichte, in die Einsicht vom ständigen Wandel und Wechsel der Sprachen einzuführen. Menges verwertet („Volksmundart“ S. 37) hierzu unter anderem die Erklärung der im Elsässischen noch erhaltenen 3 Geschlechter: zween, zwoo, zwei<sup>2)</sup>, die den Schüler „einen wichtigen Blick in die Sprachbildung“<sup>3)</sup> tun lasse; Stehle z. B. den Wechsel zwischen

1) Siehe unten S. 59.

2) Vgl. unten S. 48.

3) In Fr. Nikolais „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“ findet sich im 9. Bande der Versuch eines schwäbischen Zbiotikons von Joh. Chr. Schmidt. Schon darin heißt es über den Wert der Mundart unter anderem: „Sie verhilft uns zu einem philosophischen Blicke in die Bildung der Sprachen und setzt uns in den Stand, den Charakter des Volkes von einer neuen, nicht sehr trügerischen Seite zu betrachten.“ (Nach Sozin, Schriftsprache S. 441.) Ähnlich Buchheim, Zum deutschen Unterr. S. 13.

F und G.<sup>1)</sup> Ist damit das Verständnis für die nächstliegenden Erscheinungen angebahnt, so kann — bei einer späteren, sich zufällig bietenden Gelegenheit — der Kreis etwas weiter gezogen werden. Diese Gelegenheit gab einmal das Wort „stapfen“, das uns in der Lektüre („Moderne Prosa“ S. 21) begegnete.<sup>2)</sup> An ihm wurde der Unterschied des Elsässisch-Memannischen zu nördlicheren Dialekten erstmals klargemacht. Damit rückten zunächst der fränkische, dann nachher auch die anderen deutschen Mundarten in den Blickpunkt des Interesses. So kann vom Einzelnen, Bekannten ausgegangen werden, um gegen Schluß des Schuljahres aufs Allgemeine, eine kurze Entwicklung des Deutschen überhaupt, zu kommen und die Seiten 189 bis 190 der Grammatik (D. Lyon und W. Scheel: „Handbuch der deutschen Sprache“, Ausg. D, 1. Teil. 6. Aufl. Leipz. 1911) zu verwerten, die schließlich nun auch dem Schüler nichts völlig Unbekanntes mehr sind.<sup>3)</sup>

Daneben bringt die Mundart dem Schüler nicht nur das Werden, sondern auch das gegenwärtige Sein des Hochdeutschen näher. „Es könnte im deutschen Unterrichte der Schule viel zum besseren Verständnis der Schriftsprache getan werden, wenn die Lehrkräfte sich ganz genau darüber klar wären, wie weit die Mundart solchem Verständnis förderlich ist, und wie weit sie ihm entgegenwirkt. Dem Schüler müßte der Unterschied klar und deutlich zum Bewußtsein gebracht werden.“ (F. Spieser, „Schriftdeutsche Wörter mit abweichendem Sinn in der Mundart des Dorfes Waldhambach“, Jahrb. d. Vogesenkl. 14, 146. 1898). Oft trägt ein einziger Hinweis auf mundartliche Parallelen mehr zum Verständnis des Hochdeutschen bei, als alle noch so ausführlichen Erklärungen. Es sei nur erinnert an die Bedeutung der Mundart, um den aus dem Sprachbewußtsein geschwundenen sinnlichen Hintergrund mancher Worte wieder lebendig werden zu lassen, also zur tieferen Worterklärung. Eine Reihe altertümlicher Wortformen und grammatisch auffallender Erscheinungen lassen sich reiflos und ungezwungen mit Hilfe der Mundart auseinanderlegen. Ist sie doch in vielen Fällen bei weitem das geschichtlich Bessere und Klarere.<sup>4)</sup> Zumal von der elsässischen Mundart gilt dies, die infolge ihrer isolierten Lage und zeitweisen politischen Trennung vom Hauptstamme manches alte Sprachgut besonders treu bewahrt hat. Werden die Schüler hierauf aufmerksam gemacht, so wächst einmal wieder ihre Achtung vor der Mundart; zum andern steigt das Interesse am Gegenstand, wenn z. B. beim Vorkommen des Familiennamens der Fugger

1) Vgl. oben S. 22.

2) S. unten S. 51.

3) Vgl. auch unten S. 43f.

4) Vgl. H. Hildebrand, Beitr. zum deutschen Sprachunterricht. S. 92.

auf das noch heute im Elsaß erhaltene und recht durchsichtig vom Substantiv abstammende Verbum *fuggern* = wuchern<sup>1)</sup> hingedeutet werden kann. In oberen Klassen endlich kann — nebenbei bemerkt — der Hinweis aufs Elsässische eine unmittelbare Zeiterparnis und Erleichterung bewirken. Die geringste Andeutung genügt, um den Elsässer in mittelhochdeutscher Lektüre über die Bedeutung von Worten wie *anke*, *swär*, *twahel* u. a. m.<sup>2)</sup> sofort aufzuklären.

In anderen Fällen wieder kann und soll die Mundart als Grundlage der grammatischen Belehrungen dienen, sei es, daß sie mit der Schriftsprache in Einklang, sei es, daß sie mit ihr in Widerspruch steht. Das Studium der Mundart schärft des Lehrers Blick für das, was er sorgfältig im Sprachunterrichte zu behandeln hat und was er kurz abtun kann<sup>3)</sup>, bedeutet also eine erheblich intensivere Ausnützung der zur Verfügung stehenden Zeit und verhindert, daß die Schüler durch breite Behandlung bekannter Dinge gelangweilt und damit von der Aufmerksamkeit abgelenkt werden. Im Gegenteil, die Mundart ist, wie wir gesehen haben, ein Ansporn des Interesses und auch insofern eine Erleichterung für Schüler und Lehrer, als sie beiden treffende Beispiele in Hülle und Fülle bietet.<sup>4)</sup>

Endlich sei noch auf eine Seite des „betrachtenden Einflusses der noch immer lebendigen Volksdialekte“ (Hch. Rückert; nach Sozin, „Schriftsprache“ S. 490) hingewiesen, ihre Bedeutung für die Ausbildung des Stiles. Die Mundart zeichnet sich ja bekanntlich in besonderem Maße durch sinnliche Frische und Anschaulichkeit ihrer Wort- und Satzbildungen aus. Darauf können auch schon die Schüler mittlerer Klassen immer und immer wieder aufmerksam gemacht und so wirksame Gegengewichte gegen die Wucht abstrakter und unvorstellbarer Phrasen geschaffen werden. „Hier ist nun“, um mit R. Franke („Reichtum und Reinheit d. Schriftsprache, gefördert durch die Mundarten“, Leipz. 1890, S. 15) zu reden, „der Punkt, wo die Schule kräftig eingreifen und mittelbar sehr für die Reinigung und Bereicherung der Schriftsprache durch die Mundarten wirken kann, indem sie sich eifriger, als es gewöhnlich geschieht, mit der mustergültigen mundartlichen Dichtung beschäftigt und auf Sprachgut, das zur Einführung in der Schriftsprache geeignet erscheint, hinweist.“ Allerdings ist dabei außerordentliche Vorsicht am Platze, will man nicht beim berechtigten Bestreben, Fremdwörter zu vermeiden, vom

1) Vgl. Menges, „Die Verwendung der Mundart im Unterricht“, *Elf.-Bothr. Lehrztg.* 2, 201 (1895).

2) S. unten S. 52.

3) Vgl. Wille, *Schriftdeutsch* S. 65.

4) Vgl. z. B. unten S. 32ff.

Regen in die Traufe, vom Gezierten ins Gemeine kommen. Und wenigstens Schüler unterer und mittlerer Klassen müßten gehalten sein, keinen mundartlichen Ausdruck stehen zu lassen, wenn er nicht ausdrücklich bei Gelegenheit empfohlen ist. Dem Sprachgefühl von Primanern dürfte in der Beziehung schon freierer Spielraum gelassen werden, jedenfalls mehr, als augenblicklich wohl meistens der Fall ist. Das Beispiel besserer wie weniger guter Schriftsteller zeigt genugsam, daß mundartliche Wendungen mit Maß und Ziel weder ein Hindernis der Größe dort noch der Hauptgrund der Schwäche hier sind.

Zu den aufgezählten und für jede Gattung höherer Schulen gültigen Vorteilen der Mundartverwertung kommt dann noch einer, der speziell für Realschulen von Bedeutung ist. Hier kann die Mundart bei dem Fehlen von Latein und Griechisch geradezu als Ersatz dieser zur Sprachvergleichung und zur Hebung des Sprachgeföhles dienen. „Was dem Unterrichte dabei an Weite abgeht, das gewinnt er reichlich an Tiefe dadurch, daß die Mundart dem Schüler keine fremde Sprache, sondern mit ihm von Kindesbeinen an verwachsen ist, und daß infolgedessen die an ihr gewonnenen Vergleichen eher einleuchten und anhaltender wirken“ („Reins Enzyklopädie“ IV, 840). Die Muttersprache läßt sich, falls zum Vergleichen passende Fremdsprachen wie in der Realschule nicht zur Verfügung stehen, gewiß auch mit Hilfe der elsässischen Mundart, deren sprachwissenschaftlicher Wert ja anerkannt ist, in rationeller Weise behandeln und erlernen. Denn auch die Gegenüberstellung dieser beiden Sprachen gestattet einen Vergleich ihrer Ausdrucksweise und ihrer Anschauungsart, leitet zur Wahl passender Ausdrücke an u. dgl. Und das alles ist es doch eben, was uns Fremdsprachen, zumal tote, fast allein so wertvoll macht. So hat die elsässische Mundart gerade für die Realschulen mit ihrem verhältnismäßig geringfügigen Sprachunterrichte und am meisten für deren mittlere Klassen, die gegen die entsprechenden und gerade die Sprachklassen par excellence bildenden Stufen der Gymnasien so sehr zurückstehen, als Vorbedingung vergleichenden Sprachunterrichtes eine doppelte Wichtigkeit. Realschulern und Primanern kann also in Ermangelung klassischer Sprachen wenigstens an der Mundart das Auge für den Zusammenhang einzelner Spracherscheinungen geöffnet und so einigermassen das Verständnis für den Zusammenhang der indogermanischen Sprachen überhaupt vorbereitet werden. Ja, G. v. d. Gabelenz ist sogar der Ansicht, daß die Erforschung der Mundart der Erforschung der sog. alten Sprachen an Wert für die Sprachwissenschaft gleichkomme (vgl. Wilke, „Wortkunde“ S. 20). Auch im einzelnen kann die Mundart Realschülern gegenüber bei Erklärung moderner Ausdrücke, die der Anschauungsweise

der Antike entlehnt sind, gute Dienste leisten. Der Realschülerin so gut wie nichtsagende und unverständliche Ausdruck „Eulen nach Athen tragen“ läßt sich z. B. mit dem elsässischen „Wasser in den Rhein tragen“ restlos und trefflich wiedergeben.

So zeigt sich, daß die Mundart, wenn bei ihrer Verwertung einige naheliegende Fehler flug vermieden werden, recht wohl geeignet ist, den deutschen Unterricht und die Belehrung und Erziehung der Schüler überhaupt in der verschiedenartigsten Weise kräftig zu fördern. Sie weckt, um es kurz zusammenzufassen, das Interesse des Schülers, hebt seinen Schaffensdrang und sein Selbstbewußtsein, ist ein Mittel für Wahrhaftigkeit und gegen Phrasentum, fördert genaues Beobachten und scharfes Denken. Sie bringt Schüler und Lehrer, Schule und Haus, hoch und niedrig sich gegenseitig näher, beschleunigt den Anschluß ans große Ganze und öffnet das Auge fürs scheinbar Kleine, Unbedeutende und doch so Wertvolle im eigenen engeren Kreise des Stammes. Sie belehrt endlich ganz unmittelbar über Werden und Wesen der Muttersprache und erweitert so den Blick und das Interesse nach den verschiedensten Richtungen. Wir haben uns nun nach allen theoretischen Feststellungen nur noch zu fragen, wie sich die schönen Ziele in der Praxis tatsächlich erreichen lassen. Nach den allgemeinen Prinzipien folgt nunmehr:

## II. Ihre Anwendung.

Die Mundart wird im allgemeinen dann nur zur Erklärung beizuziehen sein, wenn auffallende Abweichungen oder Übereinstimmungen mit der Schriftsprache vorliegen. Naturgemäß tritt das in bei weitem den meisten Fällen grammatischen Erscheinungen gegenüber ein. Es ist daher im folgenden alles unter diesem grammatischen Gesichtspunkte behandelt, was aber keineswegs bedeuten soll, daß die Beispiele nun samt und sonders bei planmäßiger Abwicklung eines grammatischen Schemas zur Sprache kommen müßten. Ein großer Teil findet seine Erledigung bei Rückgabe von Aufsätzen und bei der Lektüre, also durchaus gelegentlich. Nur der erste Abschnitt, die Lautlehre, ist ausschließlich im Anschluß an die Grammatik und zwar an die letzten Abschnitte von Lyon-Scheel (S. 167ff.) behandelt.

Da erwähnt Lyon-Scheel unter anderem (S. 169) „die volleren Vokale des Althochdeutschen“. Um den Schülern davon eine Anschauung und den Worten eine sinnliche Unterlage zu geben, wird nun nicht etwa ein Stück Althochdeutsch vorgelesen, das jedenfalls absolut nichtsagend verklingen würde, wird nicht etwa das eine Unbekannte durch ein zweites noch unbekannteres erklärt, sondern es wird einfach auf die heute noch

vorhandenen Überreste von Vokalreichtum im Alemannischen hingewiesen. Es werden mit sicherlich prompter Wirkung die Hebelschen Verse („Sonntagsfrühe“ Str. 6):

„Drum isch er au so liski cho,  
Drum stoht er au so liebli do,“

in Parallele gesetzt zu den hochdeutschen:

„Drum ist er auch leise gekommen,  
Drum steht er auch so lieblich da.“

„Als Jean Paul Hebel's alemannische Gedichte gelesen hatte“, schreibt Wille („Wortkunde“ S. 95), dem dieses Beispiel entnommen ist, „meinte er (J. P.), man fühle sich ordentlich angeregt und wie neu belebt, auch einmal andere Auslänge anstatt der ermüdenden Eintönigkeit unserer e in den Endungen zu finden.“

Auch die Entstehung dieser e, der Vorgang der Schwächung beim Übergang vom Althochdeutschen ins Mittel- und Neuhochdeutsche, von dem gerade an der angegebenen Stelle bei Lyon-Scheel (S. 169) die Rede ist, läßt sich, statt, wie es dort geschieht, durch Gegenüberstellung alt- und neuhochdeutscher Formen, mit Hilfe der Mundart veranschaulichen. Ja, man kann auf diese Weise geradezu den Jahrhunderte zurückliegenden Vorgang sich gleichsam in der Gegenwart noch einmal abspielen lassen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß dabei der Name des Schulortes selber in meinem Falle ein überaus passendes und sicher nicht mehr so schnell vergessenes Muster bot: den Wechsel von hd. Colmar in elf. Colmer. Um aber zu zeigen, daß dies durchaus keine vereinzelte Ausnahme bilde, wurde auch noch das nahegelegene Gemar (mundartlich Gemer<sup>1</sup>) erwähnt. Jetzt wurde der Kreis der Schwächungen von a zu e etwas erweitert: Beispiele Heimat und Heimet, Brosamen und Brosen, man und mer (geht z. B.). Nachdem a > e klar war, konnte noch ein Schritt weiter getan werden: ei > e: Urteil > Urteil, Vorteil > Vorteil, Leitseil > lötsel, Kirchweih > kirwe. Ein dritter Fall wurde bereits von einem Schüler selber gefunden: Montag > mentig.<sup>2</sup>) Daß aber die ganze Abschwächung nicht etwa ein längst verschwundener und toter Vorgang ist, sondern auch heute noch ununterbrochen weiter vor sich geht, war wieder mit Hilfe des Elßässischen nachzuweisen. Es brauchte zu dem Zweck nur gezeigt zu werden, wie hier gewisse Endungen bereits abgestorben sind, die sich im Schriftdeutsch noch mehr oder minder künstlich erhalten: Beweis Deklinations- und Konjugationsformen wie: Die brief, die schuh, die wäj (Wege), die täj, der gut Mann, er redt (redet) usw.

1) S. unten S. 55.

2) Die Beispiele außer den beiden ersten nach Sütterlin S. 61, 62 u. 84.

So bot hier die elsässische Mundart außer den Beispielen an sich auch noch obendrein die überaus seltene und doch so wertvolle Gelegenheit, eine in der Gegenwart noch vor sich gehende Sprachentwicklung für einen Augenblick zu fassen und zu beleuchten. Wie von einem Blitz wird da für eine Sekunde der Schleier durchrissen vor der sonst so schwer ersichtlichen Tatsache: die Sprache lebt, sie lebt noch. Übrigens bietet das Elsässische zum Beweis dieser Behauptung und nebenbei zugleich zur Einführung fortgeschrittenerer Schüler in den Lautwandel überhaupt noch anderweitig Material, nämlich in dem Übergange von offenem und halboffenem e > a (Adresse > atlas; couverte > kywart), i > e (in Colmar) u. dgl. m. Beispiele jeder Art bietet die Dissertation von Noos „Die Fremdwörter in den elsässischen Mundarten; ein Beitrag zur elsässischen Dialektforschung“. Straßburg 1903, S. 25 ff.

Mit der Schwächung und dem Abfall der Endung ist aufs engste die Zusammenziehung zweier Bestandteile zu einem Wortgebilde verknüpft. Der Grund ist in allen Fällen die scharfe Betonung der ersten Silbe. Den von der Grammatik gebotenen hochdeutschen Beispielen (Rhon=Scheel S. 170) konnte mühelos eine Reihe mundartlicher zur Seite gesetzt werden, so die Umwandlung von: haben wir > hammer, sind wir > simmer geben wir > gemmer, mundvoll > mumpfl, tagelang > talang (so schon mhd.), Bannwart > Bangert, Weingarten > wingert, behalten > palte, gehören > kere, Grundbirne > grumbir oder Grumbeer. Auf Zusammenziehung beruht endlich auch eine Form, die in der Lektüre, in Lienhard's „Widukind“ uns begegnete und erklärt werden mußte: (Wodans) Gejaid („Moderne Prosa“ S. 124). Die Erklärung dieser Form gab, soweit es in mittleren Klassen ohne Zuhilfenahme historischer Grammatik überhaupt möglich war, hinreichend einleuchtend das elsässische „g'sait“ und getreit (getragen). Erst in zweiter Linie wurden dann die hochdeutschen Analogien Maid und Getreide beigezogen, die nach einer Anmerkung der Belhagen und Klafingschen Ausgabe (S. 145) jenes Wort näher bringen sollten. Ist schon Mittelhochdeutsch in den Gesichtskreis der Schüler getreten, so könnte bemerkt werden, daß die elsässischen Formen wie: du seisch (mhd. seist), er seit; du treisch (treist), er treit; du leisch (leist), er leit geradezu noch reines Mittelhochdeutsch sind. (Vgl. Paul, „Mittelhochdeutsche Grammatik“ S. 44). Werden daneben die ursprünglichen Formen genannt, so ist die Regel: Kontraktion von egi > ei, un schwer abzuleiten. Mit ihrer Hilfe wären bei passender Gelegenheit auch andere Fragen aufzuklären, es könnte etwa auf die Beziehungen zwischen altem und neuem Gerichtswesen: (ver)tagedingen > verteidigen, ein interessantes Streiflicht geworfen werden.

Die Betonung hat endlich außer Schwächungen und Zusammenziehungen noch eine Reihe von Dehnungen im Gefolge gehabt. Daß Worte wie sägen, klagen, haben u. dgl. ursprünglich wirklich kurzen Stammvokal hatten (vgl. Lyon-Scheel S. 170), läßt sich gerade elsässischen Schülern wieder besonders leicht einleuchtend machen. Es brauchen nur einige wenige aufgezählt zu werden aus der Unmenge von Worten, die heute noch im Elsässischen im Gegensatz zum Hochdeutschen kurz sind, etwa: habbere (Hafer), gawwel, käffer, kuggel, schiffer (Schiefer), kissel, led-der, wissel, voggel, stubbe, bodde, schenner, klänner, gäwwe, wiss (Wiese), namme, schamme, wennig, widder, grewwer, wäche (Wagen), hawwe (haben), awwer, trette (treten), bette, lèje (legen), hewwe, böche (Bogen), böt (Bote), hosse (Hose), offe (Ofen). Als ein Schüler einige Monate nach Besprechung dieser Erscheinungen im Aufsätze ‚eintreten‘ mit zwei t schrieb (eintreten), konnte zur Begründung des Fehlers gelegentlich daran wieder erinnert werden. Die Kürze schmidd (Schmied) gibt gleichzeitig eine Erklärung des in der Klasse vorkommenden Eigennamens Schmitt; die Schreibung des im Elsaß vorhandenen Familiennamens Effel (mit zwei f) ist auf die gleiche Ursache zurückzuführen, und verständlich wird jetzt auch die Endung willer = Weiler in Ortsnamen (Dachswiller in Stoßkopfs „Pariser Reif“). Umgekehrt wären solchen vom Hochdeutschen abweichenden Kürzen noch ein paar Längen des Elsässischen zur Seite zu stellen, so gaarde für Garten, höchzit für Hochzeit, doochter für Töchter (auch im Plural: deechter; vgl. die Novelle von Marie Hart: „Dr Herr Merdling und sini Deechter“). Ein Schwanken zwischen Länge und Kürze zeigen schließlich noch zwei elsässische Ortsnamen, der des nahegelegenen Hohrod (bei Münster) und der des ferneren (Dtt)rott oder Rott. Darauf hinzuweisen bietet sich etwa Gelegenheit bei der Durchnahme des Lesestückes „Der Beginn des Dreißigjährigen Krieges“ (v. Dabelfen S. 48), in dem die Rede ist von „Ausrottung“. Die hochdeutschen Parallelformen (aus)rotten und =roden finden in jenen beiden Namen ihr Pendant. In der mittelhochdeutschen Lektüre wären die vom Schriftdeutschen abweichenden Kürzungen und Längungen des Elsässischen natürlich in jedem Augenblick beizuziehen.

Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch zeigen noch einen weiteren Unterschied im Vokalismus, der dem Elsässer ohne weiteres klar ist. Das einfache i ist regelmäßig zu ei diphthongisiert. Nur das Alemannische hat diesen Wechsel nicht mitgemacht. Infolgedessen kann der elsässische Sekundaner nicht nur mühelos alle entsprechenden alten Formen verstehen, sondern sogar selbständig nach seinen gewohnten Lauten bilden, also teilweise wenigstens gewissermaßen mittelhochdeutsch sprechen. Wenn ihm

gezeigt wird, wie sehr seine Mundart eine alte deutsche Erscheinung durch alle Anfechtungen hindurch gerettet hat, und wie er hier gegen seine nördlicheren und östlichen Stammesgenossen im Vorteil ist, so muß das Mittelhochdeutsche doppelt anziehend für ihn werden. Das wundervolle:

Du bist mîn, ich bin dîn;  
des solt du gewis sîn.  
Du bist beslossen  
in minem herzen;  
verlorn ist das sluzzelin:  
du muost immer drinne sîn,

klingt abgesehen von wenigen Formen tatsächlich fast ebenso sehr elsässisch wie mittelhochdeutsch. Weitere Beispiele sind in fast unabsehbarer Fülle zu finden; es seien nur genannt mhd. und (allerdings oft verkürztes) elf. bi (bei), bicht (Beichte), hirot (Heirat), isen (Eisen), liden (leiden), lis(e) (leise), rich (Reich), Rin (Rhein), schriben (schreiben), side (Seide), win (Wein), zit (Zeit). Ähnlich wie mit i verhält es sich mit mhd. û, das hochdeutsch zu au wurde, elsässisch aber sich erhalten hat, nur daß es hier schon im 13. Jahrh. sich in ü änderte. In einigen Gegenden ist aber selbst heute noch auch das ursprüngliche û erhalten. So lautet mhd. brüchen elf. bruche oder brüche, ûz > uß oder üß, hûs > hüs usw. Endlich kann den Schülern auch die mittelhochdeutsche Aussprache des neuhochdeutsch zu eu (äu) gewordenen iu als ü erklärt werden, wenn man sie darauf aufmerksam macht, daß 1. diese Worte heute überall im Elsaß mit i gesprochen werden (hiuser > hieser, liute > litt, hiute > hitt, niun > nin, tiure > tier usw.), und daß 2. i im Elsässischen vielfach eigentlich ein ü ersetzt, (mhd. über > iwwer, trüb > trieb, üben > iewe usw.).<sup>1)</sup>

Gewissermaßen die Umkehrung zu dieser Auflösung mittelhochdeutscher einfacher Vokale in Diphthonge haben wir da, wo mittelhochdeutsche Diphthonge sich in lange Vokale zusammengezogen haben. Auch hier hat das Elsässische den ursprünglicheren Lautstand gewahrt; und die Kenntnis dieser Tatsache kann unmittelbar dazu beitragen, dem Schüler das Eindringen ins Mittelhochdeutsche zu erleichtern. Wird ihm erklärt, daß die elsässische diphthongische Aussprache etwa von bieten = biëten, brief = briäf, blut = blüet ein Rest des Mittelhochdeutschen ist, und daß dessen Laute ähnlich wie die entsprechenden elsässischen wiederzugeben seien, dann macht das richtige mittelhochdeutsche Lesen solcher Worte, das er-

1) Auch mhd. i haben sich im Elsaß noch als solche erhalten, statt zu ü (wie im Neuhochdeutschen) zu werden, so Hilfe, Sprichwort, würdig, lieje, trieje. Ähnlich erging es dem e (mhd. ö) in: ergebe(n), leffel, leiche(n), scheffe (Schöffe), schepfe, schrepfe, zwelf. (Vgl. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik S. 18.)

fahrungsgemäß zunächst nie erreicht werden will, weiter keine Schwierigkeiten mehr.

Überhaupt ist, wie an dieser Stelle in Vorwegnahme und kurzer Zusammenfassung der Einzelbeispiele nur angedeutet sei, der Wert des Elsässischen für das Eindringen in das Verständnis des Mittelhochdeutschen kaum zu überschätzen. „In besonderem Maße“, schreibt J. Winteler<sup>1)</sup>, „wird sich der deutsche Sprachunterricht auf Grund der Haus-sprache des Schülers auch fruchtbar erweisen auf höheren Lehranstalten, wo Gelegenheit geboten ist, bei der Behandlung des Mittelhochdeutschen das Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache genetisch zu beleuchten und dadurch das Verständnis und die richtige Würdigung beider zu befördern. Erst auf jener Grundlage kann der ganze Bildungswert des Mittelhochdeutschen . . . in der rechten Weise erschlossen werden. Der Schüler findet alsdann in ihm die Begründung von Verhältnissen, die er erst als Tatsachen kennt, und Auskunft auf eine Menge von Fragen!“

Was alles z. B. läßt sich auch nur an der einzigen ersten Strophe des Nibelungenliedes mit Hilfe des Elsässischen erklären! Die auffallende Form 'wunders vil' findet eine Parallele im mundartlichen 'wunders was', oder auch: (er hält sich für) 'wunders g'scheid'. 'Geseit' war schon gelegentlich zur Sprache gekommen und wäre hier in tiefer schürfender Weise nochmals zu wiederholen. Bei hochgeziten ist darauf hinzuweisen, daß die allgemeine Verkürzung eines langen Vokals im Elsässischen nicht eingetreten ist, daß das Elsässische hier also rein mittelhochdeutschen Lautstand zeigt. Bei den Reimworten klagen und sägen ist das gleiche der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht eine Länge, sondern eine Kürze sich bis ins heutige Elsässische erhalten hat. Weitere Beispiele für unterbliebene Kürzung und Längung, die anzuführen wären, um klagen und hochgeziten auf eine breitere Basis zu stellen, haben wir schon weiter oben kennen gelernt (s. S. 35). Am zweiten Teile von 'hochgeziten' oder auch an striten ist dann ein weiteres Hochwichtiges klar zu machen: die einfachen Vokale i, û, iu sind regelmäßig zu ei, au eu (äu) diphthongisiert. Aber das Elsässische hat diesen Lautwandel nicht mitgemacht. Infolgedessen sprechen wir heute noch fast rein neuhochdeutsche Vokale und können aus unserem Sprachgebrauche den mittelhochdeutschen ohne weiteres ableiten. 'küener' zeigt dann das Gegenstück zu striten: Umgekehrt sind die Diphthonge ie, uo, üe zu einfachen langen i (geschr. ie), u, ü geworden. Das Elsässische hat auch dabei sich das Alte bewahrt. Und diese ganze Ausbeute des Elsässischen für das Mittelhoch-

1) „Über die Begründung des deutschen Sprachunterrichts auf die Mundart des Schülers.“ Bern 1878. S. 16f.

deutsche, wie gesagt, nun an einer einzigen, wahllos herausgegriffenen Strophe, wobei es noch durchaus nicht etwa auf Vollständigkeit ankam! Man begreift sofort, welche Rolle hier der Mundart zufallen kann.

Doch nach diesem zusammenfassenden und der Übersicht dienenden Exkurs wieder zurück zu grammatischen Einzelheiten, und zwar zunächst zur Betonung. Da zeigt sich, daß das Elsässische in geradezu idealer Weise in das Wesen deutscher Betonung einzuführen vermag. „Im Gegensatz zur Schriftsprache legt die Mundart bei Fremdwörtern den Akzent gewöhnlich auf die erste Silbe des Wortes. Sie befolgt dadurch das germanische Betonungsgesetz, das schon in ältester Zeit auch Fremdwörtern gegenüber zur Geltung kam“ (Roos S. 19). So sagt sie: *Bütel*, *Müsit*, *Trötwar*, *Likör*, *Phÿsik*, *Büro*, *bütik* (boutique), *Rüpe* (coupé), *pärple* (parapluie), *Küntrol* (contrôle) usw. Die Schüler können dabei aufmerksam gemacht werden, daß hier das ursprünglich deutsche Sprachgefühl selbst da über Eindringlinge aus Fremdsprachen den Sieg davongetragen hat, wo die Sprache der Gebildeten unterlegen ist. Ja, als bei Erwähnung des Satzes aus der Grammatik (S. 171): „In deutschen Wörtern liegt der Ton nur äußerst selten auf einer Nachsilbe“, auf die typischen Beispiele: *lebändig*, *Holänder*, und *Forelle* hingewiesen wurde, kam sofort aus der Klasse die Entgegnung, daß sogar hier das Elsässische noch bzw. schon germanische Betonung hat: Für *lebändig* sagt man oberels. *läwig*<sup>1)</sup>, für *Holänder* *Hölder*.<sup>2)</sup> Und daß auch der *Forelle* gegenüber die Betonung hierzulande schwankt, ist daraus zu schließen, daß der ca. 5 km nordöstlich der Schlucht gelegene und auf der Generalstabkarte als *Förellenweiher* eingetragene kleine Vogesensee mundartlich *Förleweiher* (mit dem Ton auf der ersten Silbe) heißt.<sup>3)</sup>

1) Das bestätigt auch das Wörterbuch von Menges und Stehle S. 200.

2) Im Unterelsaß: Holler. Ein Gewann zwischen Oberseebach und Bahnhof Hunsbach (Kreis Weißenburg) heißt z. B. Hollergarten.

3) Zu bemerken ist allerdings, daß die Volksetymologie in Colmar und im Münster-tale den Namen ganz allgemein mit *Föhre* = hd. *Föhre* (Riefer) zusammenzubringen scheint. Diese Etymologie ist jedoch zweifellos falsch, wie auch eine auf urkundlichen Belegen fußende Zushrift an die „Straßburger Post“ (Nr. 740 vom 22. Juni 1912) zeigt. „Daß der Name tatsächlich zu *Forelle* gehört,“ heißt es an der angegebenen Stelle, „macht schon eine Bemerkung im ‚Reichsland‘ (III, 303) wahrscheinlich: ‚Hinter dem *Förellenweiher* ein kleiner *Trodensee*, *Karpfenweiher* genannt; denn einer dieser beiden Namen ruft den andern gleichartigen hervor. Es wird zur Sicherheit durch eine in Stoffels *Topographischem Wörterbuch des Oberelsaßes* (S. 168) enthaltene ältere französische Bezeichnung: *‚Étang des truides‘*.“

In dem Worte *Forelle* wurde bis in das 16. Jahrh. hinein nur die erste Silbe betont; ahd. *forhana*, mhd. *vorhen* und *vorhe*, *forhel* und *förhel*. Die mhd. Form *forhel* (mit der Betonung auf der ersten Silbe) finden wir in der Mehrzahl noch in einem 1518

Mit der Betonung hängen, wenn auch vom heutigen Standpunkte aus weniger leicht erkennbar, drei andere grammatische Erscheinungen mehr oder minder eng zusammen, der Ablaut sowie Umlaut und Brechung. Auch sie gewinnen vermitteltst der elsässischen Mundart für den Schüler einen ganz anderen Eigenwert als durch bloße schematische Behandlung. Brechung ist für ihn z. B. sofort kein toter Begriff mehr, wenn sie ihm Abweichungen zwischen Mundart und Schriftsprache wie summer: Sommer, frumm: fromm, trucke: trocken, g'waune: gewonnen, sunsch: sonst, trummel: Trommel, suntig: Sonntag, mittwuch: Mittwoch u. dgl. restlos erklärt.

Noch zahlreicher fließen die Beispiele bei Durchnahme des Umlautes. Um die Einwirkung des i und das ehemalige Vorhandensein nicht umgelauteter Formen zu zeigen, nennt Lyon-Scheel (S. 169): Narr — Närrin, Stunde — stündlich, Mund — mündlich und daran ohne weiteres anschließend schön. Die ersten Worte passen gut hierher; allein wie soll beim letzten der Schüler einsehen, daß ein Umlaut vorliegt, wo doch kein hochdeutsches Wort mit bloßem o mehr vorhanden ist? Da wurde denn gelegentlich zur Illustration einfach der alte Colmarer Name Schöngauer beigezogen, den wir in dem Lesestück „Albrecht Dürer“ (v. Dabelsen S. 36) bereits hatten kennen lernen.<sup>1)</sup> Zugleich war mit diesem Beispiele ein Zwiefaches angebahnt: Einmal die Einsicht, warum die von Schülern verschiedentlich gebrauchte und ja naheliegende Form „Schöngauer“ unrichtig wäre, und dann die Erkenntnis, daß der ganze Umlaut

zu Straßburg erschienenen „Spiegel der Arzney“ von Fries: „Förhelen sein besser und leichter verdawung denn Salmen“ (Schmidt, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart S. 107). Aus dieser Form entstand die Form Fohrel, der im Münstertale Fohrie entspricht. Und die gleichlautende Mehrzahl Fohrele ist noch im Namen Fohreleweiher enthalten. Die schriftsprachliche Form Forellenweiher ist daher ganz zutreffend. Heutzutage sagt man auch im Münstertal für Forelle Fural und betont die zweite Silbe. Daß aber die Form Fohrie mit dem Ton auf der ersten Silbe früher im Münstertal üblich war, beweist der Umstand, daß man dort eine ganz kleine Forelle hier und da noch Fehrele nennt (Ton auf der ersten Silbe). Die alte Betonung hat sich auch erhalten in der Schweiz (Forene), in Bayern (Förch und Förchel) und in Schwaben (Fohre und Förne). Die Form Forne muß früher auch im Elsaß gebräuchlich gewesen sein: denn Martin und Lienhart bringen in ihrem Wörterbuch der elsässischen Mundarten (I, 143) aus einem elsässischen Brief aus dem Jahre 1530 die Bezeichnung „Waltfornen“ für Waldforellen. Übrigens haben wir noch heute im Unterelsaß das Wort Furn (Furne, Furn); nur bezeichnet es eine Art Weißfisch, wie auch in Schwaben Furn, Förn, Förm. Aber eine etymologische Verwandtschaft liegt doch wohl vor, oder vielmehr eine Übertragung der alten Form (vgl. hierüber das „Dtsch. Wörterb. f. Elsässer“ von Menges und Stehle S. 93).“

1) Auch in einem — amtlich falsch geschriebenen — Straßennamen (Schöngaugergasse) in Colmar noch vorhanden und somit jedem geläufig.

im Elsässischen ursprünglich nicht vorhanden gewesen sein kann. Das bestätigte dann anschließend noch eine Reihe anderer Worte, in denen das Elsässische abweichend vom Hochdeutschen den Umlaut noch nicht hat, so: bruck: Brücke, krott: Kröte, muck: Mücke, glanzig: glänzend, doone: tönen, hupfe: hüpfen, rucken: rücken, nutze: nützen, rugge: Rücken, drucke: drücken. Es läßt sich weiter zeigen, daß auch in Deklinations- und Konjugationsformen der Umlaut bis heute im Elsässischen noch nicht durchgedrungen ist. Er fehlt z. B. in den Pluralbildungen<sup>1)</sup>: Dreienahre (Drei Ahren bei Colmar), burjer, nusse, storche, d'acker, d'axe (die Äxte), d'balle, d'hahne, d'ruwe u. dgl. Er fehlt ferner in der 2. und 3. Person der Einzahl von: blasen, braten, dreschen, fahren, fallen, fragen, graben, halten, helfen, lassen, laufen, lesen, messen, nehmen, raten, schlagen, schlafen, stehlen, stoßen, tragen, treffen, wachsen. Im Gebrauch dieser und der unten S. 41 genannten Nomina und Verba hat der Schüler doppelte Vorsicht walten zu lassen. Außerdem vermitteln ihm die Beispiele ohne Frage die Erkenntnis, daß das Elsässische dem Umlaute in weitgehendem Maße widerstanden hat, also zunächst eine reine Tatsache. Aber noch über diese hinaus läßt sich an der Hand der Mundart sogar einiges aus der geschichtlichen Entwicklung des Umlautes den Schülern nahe bringen. Sihen Unter- und Oberelsässer nebeneinander in der Klasse, so läßt sich durch Vergleich des beiderseitigen Sprachgebrauches leicht feststellen, daß jene in vielen Fällen den Umlaut anwenden, wo ihn diese nicht besitzen; es sei nur erinnert an das vorhin genannte bruckl, das unterels. brickl heißen würde, oder an oberels. Kuch, unterels. Rich (Rüche). Daraus läßt sich dann weiter ableiten, daß der Umlaut, da ihn die dem Fränkischen näher Wohnenden in stärkerem Umfange haben, von Norden her eingedrungen sein muß. Sind in der Klasse nur Ober- oder nur Unterelsässer, so darf man zur Erreichung derselben Anschauung auf etwas anderes hinweisen: Wenn der Elsässer hochdeutsch reden will und kann es nicht richtig, so setzt er in einer ganzen Reihe von Worten den Umlaut, wo der gar nicht hingehört. Er fühlt also instinktiv, daß der weitergehende Gebrauch des Umlautes ein Charakteristikum des mehr im Norden Gesprochenen ist. An Beispielen zur Veranschaulichung mangelt es ja auch hier nicht (ründ statt rund im „Herr Maire“, es geschehen Zeichen und Wunder in „Es spükt“). Die zuletzt behandelten Beispiele bieten eine Art von möglichst leichter Einführung in das Leben, die Philosophie der Sprache und lassen, wenn die Regeln vom Schüler aus den Beispielen selber abgeleitet werden müssen, auch die deutsche — nicht bloß die lateinische — Grammatik als eine interessante und wertvolle

1) Die meisten nach Menges, Übungen, S. 3.

Denkübung erscheinen. An Fälle wie ründ für rund und Wünder für Wunder kann dann als gewisse indirekte Bestätigung des oben festgestellten angefügt werden, daß das Elsässische auch in anderen Worten den Umlaut abweichend vom Hochdeutschen zuviel setzt, so in den Mehrzahlformen: d'Täj, d'General, d'Schef, d'Wöje, d'Kräje, d'Wäje, d'Mäje, d'Arm, d'Reschte (Kosten), d'Mämme u. dgl., in barsuß: barsiesig, in Steigerungsformen wie: bläuer, brüner, bräuer, fähler (fauler), mägerer, sätter, schmärer, in Verbalformen wie: gelöuben, erlöuben, köufen (Keste des Mittelhochdeutschen; vgl. Paul S. 25), in: ich nimm, ich gib, dü käuffsch, dü brüschsch usw. Hierher gehört dann noch eine Erscheinung, die allerdings nur in höchsten Klassen und auch da nur kurz zur Sprache zu bringen wäre. Auch bei mehreren Partizipien der Vergangenheit hat nämlich das Elsässische den Umlaut abweichend vom Hochdeutschen eintreten lassen, und zwar, wenigstens wenn man die ursprünglichsten und unflektierten althochdeutschen Formen in Betracht zieht, sogar mit vollem Rechte. Vom sprachgeschichtlichen Standpunkte ist das heimische 'gebrennt' richtiger als das gemeine 'gebrannt' (vgl. z. B. H. Paul, „Mittelhochdeutsche Grammatik“, § 169), gerinnt (z. B. der Eimer hat gerinnt), gekennt, gerennt, besser als geronnen, gekannt und gerannt. Der Begriff des Rückumlautes wäre damit ohne große sprachgeschichtliche Exkurse zu erläutern.

Ganz ähnlich wie beim Umlaut ist auch beim Ablaut zu verfahren. Auch der steht im Elsässischen in vielen Fällen abweichend vom Deutschen. Bildungen wie: gebolle (gebellt), gedibde (gedeutet), gelidde (geläutet), g'hile (gehault), gewunke (gewinkt), Schunke für Schinken sind dem Schüler durch die Zusammenstellung mit dem Ablaute sofort klar. Kommt gar eine solche alte Form in der Lektüre vor, so bedarf es nur eines Hinweises auf die Mundart der Schüler, um sie ihnen vertraut zu machen.<sup>1)</sup>

So läßt sich der Ablaut als Ding an sich mit Hilfe des Elsässischen gut veranschaulichen. Aber noch mehr als das, er läßt sich auch damit erklären. Bei der Frage nach dem Wesen des Ablautes erhält man — nach Analogie des vorher durchgenommenen Umlautes und der Brechung — nicht selten die Antwort, daß der Ablaut ein Vokalwechsel sei „unter Einwirkung dieses oder jenes folgenden Vokales.“ Die Schüler vermögen also zunächst nicht zu begreifen, daß nicht auch hier Einwirkung eines folgenden Vokales vorliege, daß die Sache gewissermaßen „spontan“ vor sich gehe. Nun geht man nach der gerade hier trefflich bewährten Anleitung von Menges vor, indem zur Erklärung des musikalischen Elementes elsässische Volksreime zugezogen werden. Daß die Ablautsreihen nicht zu-

1) Vgl. Menges, Volksmundart, S. 51.

fällig entstanden sind, sondern durch die verschiedene Mundstellung und vor allem durch den Wohlklang bedingt werden, das kann man nämlich nach Menges („Völkermundart“, S. 54) an der a — i — u-Reihe gerade wieder mit Hilfe des Elsässischen klar machen. Die Mundart hat in sonst sinnlosen Zusammenstellungen diese Reihe mit Vorliebe verwendet, so in: bim, bam, bum; piss, pass, puss; bitsche, batsche, Kuche; ri, ra, rütsch und anderen. Einige dieser Verschen wurden einmal im Unterrichte zur Bestätigung und Beweisführung genannt, und die Wirkung war nicht bloß augenblickliches volles Verständnis, sondern auch tätige Mitarbeit. Ein einziger Schüler brachte im Verlauf weniger Minuten, wie schon (S. 22) bemerkt, zwei passende und sogar der einschlägigen Literatur bis dahin unbekannte Beispiele: Zicke, Zade, Bohnestacke; und

Rip di Kap di Kume,  
Rip di Kap di Kulle.<sup>1)</sup>

Dabei bestätigte die erste Zeile des letzten Verses die 3. Ablautsreihe (finden, fand, gefunden; binden, band, gebunden), während die zweite einen Beleg für die 2. Ablautsreihe enthielt (sinnen, sann, gesonnen u. dgl.). Andere Abzählreime liefern weitere Beispiele.<sup>2)</sup>

Die Grammatik (Lyon=Scheel S. 173) erwähnt unter ihren Beispielen zum Ablaut auch Gabe — Gift. Daran wäre außer dem Wechsel von a: i noch ein Zweites zu erklären, der Übergang von b > f. Gerade dieser Konsonantenwechsel hat im Elsässischen eine ganze Anzahl von Parallelerscheinungen. Es seien nur genannt: sauber > süfer, Schippe > Schüfel, Traube > Tritwel, Kilb > Kirwe.<sup>3)</sup> Auch der Ausdruck Hubgericht (Hube: Hufe) in „Ernst, Herzog von Schwaben“ II (B. 795), sowie die gleich in den ersten Zeilen von Rückerts „Parabel“ aufeinander folgenden Reimworte „schnauben“ und „schnaufen“ finden in diesen Beispielen eine treffliche Erklärung. Eine zweite Art von Konsonantenwechsel ließe sich im Anschluß an die Worte im „Taucher“: „Wis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch“, zur Sprache bringen. Es brauchen nur Formen wie Gisch: Jast, gären: jäste bzw. järe, jäh: gach<sup>4)</sup> nebeneinandergestellt zu werden. Das Urteil Stehles über den pädagogischen Wert und die Tragweite eines solchen induktiven Verfah-

1) So in Kayfersberg.

2) Vgl. z. B. In der bi - ba - bon'schen Küche  
Geht es bi - ba - bonisch zu,  
Dort tanzt der bi - ba - bon'sche Däse  
Mit der bi - ba - bon'schen Kuh.

3) Andere siehe bei Stehle, El.-Lothr. Schulblatt 21, 211.

4) Vgl. Menges und Stehle S. 100 u. 156.

rens haben wir schon oben (S. 22) wiedergegeben. Sind die Übergänge zwischen b und f und g und j erklärt, so können zur systematischen Erweiterung des Gesichtsfeldes auch noch andere erwähnt werden. Manches Wort wird der Schüler dann mit ganz anderen Augen, mit größerem Verständnis betrachten, vielleicht wird er überhaupt erst zum genaueren Beobachten angeregt. Dazu verhelfen Gegenüberstellungen schriftdeutscher und mundartlicher Worte wie wandeln: wandern, Marmel<sup>1)</sup>: Marmor, Zundel: Zunder, saltet: serviette, Mülwelfer: Maulwurf, Kirb: Rüb, Rüb<sup>1)</sup> (Sundgau): Kirch', Blumere (Raßental): Brombeere, welche Übergang zwischen r und l, was: war und o Jerum: o Jesum, die solchen zwischen r und s<sup>2)</sup> veranschaulichen. Die elsässische Formen salwe (Salben), garwe (Garben,) narwe (Narben), varwe (Farben) und ähnliche lassen sich oberen Klassen selbst sprachgeschichtlich näher bringen, wenn die mittelhochdeutsche Lektüre zeigt, daß auch hier wieder einmal das Elsässische mittelhochdeutschen Lautstand bewahrt und den allgemeinen Übergang von w in b nach r und l nicht mitgemacht hat. Im Anschluß an andere Worte wie süfer: sauber (oben S. 42), oder heben: heven (els. hewwe), ließe sich auf der gleichen Stufe das Bernerische Gesetz (grammatischer Wechsel) schon im voraus behandeln, um später bei der deutschen Sprachgeschichte zur Einleitung in die Literaturgeschichte um so rascher vorwärts zu kommen.

Der zusammenhängenden Darstellung der Literaturgeschichte hat ja in Obersekunda unbedingt eine Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache voraufzugehen; und dabei läßt sich eine Erklärung der Lautverschiebung nicht vermeiden. Wenn bei der 2. Verschiebung auch in erster Linie Seitenblicke auf das Plattdeutsche und Englische erklärend wirken, so ist doch auch hier das Elsässische nicht ganz ohne Nutzen zu vergleichen und Erläuterungen beizuziehen. Es regt die Schüler schon zur Aufmerksamkeit an, wenn sie darauf hingeführt werden, daß es diesseits der Lauter Pfarrer, Pferde, Apfel u. dgl. gibt, während dieselben Dinge jenseits der genannten Linie Barrer, Berde, Appel usw. heißen, daß die Pfälzer sich selber nur als Pälzer kennen. Dann kann das Beobachtungsfeld räumlich weiter eingegrenzt werden. Alle Kinder des Elsasses werden oberhalb Mülhausen im Sundgau zu Chindern. Wenn die beiden Beispielgruppen, p: pf und k: ch, vergleichend nebeneinandergerückt und durch Anziehung weiterer niederdeutscher Proben in einen größeren Zusammenhang gestellt werden, so muß dem Schüler an der Erscheinung im eigenen Lande die Erkenntnis aufgehen: die Lautverschiebung hat

1) So schon im Mittelhochdeutschen.

2) Über p und pf siehe unten S. 51.

sich je weiter nördlich um so weniger stark durchgesetzt, ist also von Süden nach Norden vor sich gegangen.<sup>1)</sup> Bei der weiteren, etwas genaueren Behandlung der Erscheinung könnte dann noch einmal das Elsässische als Beweismittel verwertet werden: Im Anlaut ist bei den urdeutschen Medien d, b und g die Verschiebung fast ganz unterblieben; nur d hat sie im Hochdeutschen. Aber wie groß der Widerstand in diesem Falle gewesen sein muß, zeigt noch heute die elsässische Mundart, die vielfach altes d im Anlaute erhalten hat. Tochter wird hierzulande Dochter, guten Tag als gude Daj, sein Teil abbekommen als sinn Deil abbekommen usw. ausgesprochen. Ist das Ohr der Schüler noch nicht so weit geschult, um diese immerhin feinen Unterschiede klar fassen zu können, erheben sich noch etwaige Bedenken an der Richtigkeit des Vorstehenden, so könnte eventuell erwähnt werden: Wir vermengen die Laute noch derart, daß wir ohne ganz strenge Selbstzucht für gewöhnlich nicht imstande sind, sie so scharf zu trennen, wie es z. B. für die Aussprache des Französischen notwendig ist. Daher man den Elsässer in Frankreich sofort vor allen anderen Ausländern, auch sonstigen Deutschen, erkennt.

Die Unterschiede des Elsässischen von den anderen deutschen Mundarten wären nun an der Hand der Lautverschiebung näher ins Auge zu fassen. Die mit labialer Tenuis anlautenden Worte führen zur ersten Scheidung von Alemannisch und Rheinfränkisch; werden noch Worte mit fehlender Diphthongisierung (min: mein) daneben gehalten, so ist die Grenze schon ziemlich genau festgelegt. Was noch weiter nördlich gesprochen wird, ist an der schließlich ganz verschwindenden Lautverschiebung als Niederdeutsch zu erkennen. So wäre von den ihm mehr oder minder nahe stehenden Schwestern des Elsässischen auf die gemeinsame Mutter, die urdeutsche Sprache, und deren Geschwister, Gotisch und Altnordisch, von da endlich auf die Ahne aller, das Indogermanische zurückzugreifen.

An die bisher behandelte Lautlehre im engeren Sinne schließt die dem Unterricht zugrunde liegende Grammatik noch einige Kapitel aus der Wortbildungslehre. Auch da kann die Mundart zur Erklärung der Grundbedeutung verschiedener Vor- und Nachsilben wertvolle Dienste leisten. Hinsichtlich der Vorsilbe 'ver' schreibt Stehle (Els.-Lothr. Schulblatt 21, 211): „In den Ausdrücken: sich verschreiben, sich versprechen bedeutet die Vorsilbe 'ver' soviel wie falsch, also falsch sprechen, falsch schreiben u. a. Dope sind bekanntlich die Finger, sich oder 'si verdopa' heißt die Finger falsch gebrauchen, die Finger an fremdes Eigentum brin-

1) Es wäre selbstredend hierbei wiederholend auf den umgekehrten Weg des Umlautes (s. oben S. 40) aufmerksam zu machen.

gen, stehen, z. B. dia Büwa han si widr a unsere Apfel verdopt.“<sup>1)</sup> Ähnlich ist der Grundbegriff der Vorsilbe ‘ge’ = Zusammensein, Gemeinschaft aus elsassischen Worten von den Schülern induktiv zu finden.<sup>2)</sup> Bei der Nachsilbe ‘heit’ ist zum Beweis, daß sie ursprünglich ein selbständiges Substantiv war (Lyon-Scheel S. 177), auf die noch heute im Unterelsaß durchaus gebräuchlichen Wendungen: besoffener heit, lediger heit u. dgl. aufmerksam zu machen. Ein besonderes Substantiv war früher auch die Adjektiv-Endung ‘lich’, deren Erklärung nach R. Hildebrand S. 90 „ein Bissen Kuchen zwischen das Brot“ wäre. Sie bedeutete zunächst Leib, Gestalt, und bekommt nun sofort besonderes Leben durch die Zusammenstellung mit elſ. Licht = Leiche (nabegängnis). Daß i zu i verkürzt wurde und nicht ei wie in Leiche blieb, erklärt sich aus der Unbetontheit der Nachsilbe, also aus demselben Vorgange wie die Schwächung von a > e in „Colmar“. Damit läßt sich zugleich eine dritte Nachsilbe erklären. „Die Nachsilbe ‘sel’ ist nur eine Nebenform des volleren ‘sal’,“ heißt es im Lyon-Scheel (S. 176). Der Hinweis auf das früher gelernte Colmar: Colmar macht jedes weitere Wort überflüssig.

Zum Schlusse des Abschnittes über die Lautlehre sei wenigstens anhangsweise noch erwähnt, daß die Mundart, so sehr sie sich im allgemeinen bekanntlich als Hemmnis einer guten Aussprache erweist, unter Umständen doch auch zu einer Förderung derselben werden kann. Besonders zu berücksichtigen und dann zu verbessern ist dabei das, was die Mundart nicht hat, nämlich geschlossenes u (Ruh) (abgesehen vom äußersten Norden), sowie das, was sie allein hat, nämlich dunkles, zu o hinneigendes a; endlich das, was sie anders hat, nämlich offenes i (lieb), e (leben), u (Glucke) für geschlossenes, i für ü (Tür), e für ö (schön), a für ä (Häfen), u für o (gewonnen).<sup>3)</sup> Wenn die Erzielung einer guten Aussprache auch in erster Linie Gegenstand der untersten Klassen ist und nur hier systematisch und in weiterem Umfange erstrebt zu werden braucht, so kann der Lehrer doch auch noch auf mittleren nicht ohne Nutzen darauf achten, daß jene Eigentümlichkeiten der ungezwungeneren Rede nicht in das Hochdeutsche übergehen. Alle Differenzen zwischen beiden Ausdrucksweisen hier aufzuzählen, würde zu weit führen.

Zumal für das weite Gebiet der Formenlehre, wo die Mundart auf der einen Seite zwar die meisten grammatischen Fehler veranlassen, auf der anderen bei passender Verwertung aber auch den größten un-

1) Der Ausdruck „si verdopta“ wäre übrigens auch vorzüglich geeignet, mit dem hochdeutschen Wort „Langfinger“ in Parallele gesetzt zu werden.

2) Vgl. Menges, Geleitwort S. 12.

3) Nach Menges, Volksmundart, S. 16.

mittelbaren und praktischen Nutzen stiften kann, zumal hier können aus der Fülle des Materials nur Stichproben gegeben werden. Im übrigen muß es genügen, zum Vergleich von Mundart und Schriftsprache auf die verschiedenen Grammatiken des Elsässischen und Hochdeutschen verwiesen zu haben, um die sofort sich zeigenden Abweichungen dann bei passender Gelegenheit in den Unterricht einzuflechten. Einen willkommenen Anlaß hierzu bietet gewöhnlich die Rückgabe von Aufsätzen und die Besprechung der bedauerlich großen Zahl grammatischer Fehler.

In einer Arbeit schrieb mir z. B. einer der besseren Schüler: das *Et* des Hauses. Daran konnte der Abschnitt vom Geschlecht der zusammengesetzten Substantive und dessen Abweichungen (Lyon-Scheel S. 126) angeknüpft werden. Es wurde dabei — andeutungsweise — folgender Art vorgegangen: Das Wort *Et*(e) ist im Elsässischen sächlich, im Hochdeutschen weiblich. Nach der Hauptregel müßten demnach auch die hochdeutschen Komposita von *Et* weiblich sein. Es heißt aber: das Dreieck, das Bier-, das Vieleck. Das Hochdeutsche zeigt also wenigstens in Zusammensetzungen noch das ursprüngliche Geschlecht, das das Elsässische auch in einfachen Formen erhalten hat. Wir ersehen daraus zweierlei: 1. Das Elsässische ist zuweilen das konservativere, vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus bessere; 2. die Abweichung einiger hochdeutschen Wortzusammensetzungen von der Hauptregel ist keine Willkür. Daran anschließend wurde dann noch darauf aufmerksam gemacht, daß Formen wie das Dreieck usw. außerordentlich häufig, in der Schule täglich gebraucht werden, daß man sich also vor der Übertragung des Geschlechtes auf einfache Formen als Elsässer und Schüler doppelt zu hüten habe. So konnte dieser Fehler in wenn auch elementarer Weise, so doch geradezu sprachgeschichtlich erläutert werden. Bei der späteren systematischen Durch nahme dieser Dinge in der Grammatik brauchte der Fall nur wieder ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden. Zum Schluß war vorbeugend darauf hinzuweisen, daß auch bei einigen anderen Worten infolge ihrer Zusammen setzung und des mundartlichen Gebrauches eine Geschlechtsverwechslung nahe liegt. So besonders bei Gegenteil, Erbteil, Dritte(i). Auch hier ist das Grundwort männlich, die Zusammen setzung sächlich und entsprechend das elsässische einfache Wort ebenfalls Neutrum (das Teil). Ferner bei Bach, das „in guter Sprache als Maskulinum gebraucht“ wird (Lyon-Scheel S. 124), im Elsässischen aber meist weiblich ist<sup>1)</sup>, z. B. in: die Mühlbach (Name eines kleinen Wassers bei Bahnhof Hunsbach, linker Zufluß der Sauer). Auch bei Be-

1) Über 'die Bach' vgl. die eingehende Arbeit von Oskar Philipp in der Ztschr. für hb. Mundarten VIII, 1 ff. (1907), fürs Elsässische besonders die S. 2—6.

sprechung des Gedichtes „Der Trompeter an der Raabach“ ließe sich die Mühlbach als elsässisches Seitenstück erwähnen. Mit solchen Beispielen gewinnen die anderen in der Grammatik (S. 126) genannten ebenfalls neues Leben. Unmittelbar überträgt der Schüler das, was er etwa bei Dreieck erkannt hat, auch auf die übrigen Worte. Sie sind ihm nun nicht mehr bloße Ausnahmen, sondern im tieferen Sinne selber und noch dazu wohlverstandene Regeln.

Vorbeugend läßt sich auch eine Anzahl anderer Abweichungen im Geschlecht der Mundart und der Schriftsprache aufzählen. Bei dem Abschnitte „Substantive mit schwankendem Geschlecht“ (Lyon-Scheel S. 123) sind zur Belebung, aber auch zur Verhütung von Fehlern gerade elsässische Beispiele zu bevorzugen. Von den dort angegebenen schwanken im Elsässischen: der und das Münster, der und das Wams, der und das Klasten, wobei — im Gegensatz zum Hochdeutschen — die gesperrt gedruckten Geschlechtswörter vorwiegen.<sup>1)</sup> Vollständig weichen von der Schriftsprache ab: der Almojen, das Bleistift, der Butter, der Dielen, der Eisenbahn<sup>2)</sup>, der Examen, der Ferse, der Gift, der Kommod(e), das Münz, das Pläfler, der Posse, die Rahme(n), die Schwamm, der Tinte, der Traube, der Wachs, der Zichorie, die Ziegel, die Huhn, die Fräulein (in der Bedeutung Lehrerin).<sup>3)</sup> Bei den zwei letztgenannten läßt sich zugleich der Grund der Abweichung leicht klarmachen: das Elsässische hat — logischer als das Hochdeutsche — das natürliche Geschlecht vorgezogen. Einen interessanten und für die Schüler lehrreichen Einblick in den Geist und das Leben der Sprache bietet auch das mundartlich männliche Geschlecht des Wortes Luft. Der Schlüssel des Verständnisses liegt im Hinweis auf die Einbildungskraft des Volkes, das sich die Luft oder den Wind als Mann denkt, der über die Erde geht, sich legt und schläft, erwacht und sich erhebt, bläst und pfeift, an den Fenstern und Läden rüttelt und den Staub von der Straße fegt.<sup>4)</sup> Außer dem Nebengewinn eines Einblicks in das Schaffen des Volksgeistes, in das Werden von Sage und Märchen sehen die Schüler an diesem Beispiel, daß das mundartliche Geschlecht in der Regel nicht etwa dem bloßen Zufall zu verdanken war, nichts rein Willkürliches hat, sondern wohl begründet ist.

1) Der und das Zeug wäre als els. Beispiel den in der Grammatik (S. 124) aufgezählten Substantiven beizuzählen, die bei äußerlich gleicher Form in Geschlecht und Bedeutung verschieden sind. Der Zeug bedeutet els. Stoff, das Zeug schlechte Ware oder ungereimte Behauptung.

2) Ein Aufsatz enthielt wirklich den Ausdruck „im Eisenbahn“. Damit war ebenfalls Gelegenheit zur Besprechung bzw. Wiederholung des Obigen gegeben.

3) Eine große Anzahl anderer Worte mit abweichendem Geschlecht verzeichnet Menges in den „Übungen zur Wortlehre“ 1—4. 4) Nach Menges, Geleitwort S. 10f.

Daß das elsässische Geschlecht von Lust tatsächlich in der angedeuteten Weise in einer Zeit urwüchsigem Volkstums entstanden ist, kann den Schülern ungezwungen noch dadurch einleuchtender gemacht werden, daß man ihnen mitteilt, das Wort sei mittelhochdeutsch allgemein männlich gewesen. Daran anknüpfend kann erwähnt werden, daß auch noch andere Worte in unserer Mundart mittelhochdeutsches oder althochdeutsches Geschlecht erhalten haben, und daß es daher rühre, daß wir Elsässer sagen: der ziwwel (ahd. zwibollo m.), der Baeke (ahd. backo m.), der Fahne (mhd. vane, van m. vgl. d'r verbotte Fahne), das milz (ahd. milzi n.), das ebheu (ahd. ebahewi).<sup>1)</sup> Zu diesen Beispielen läßt sich übrigens auch von einer anderen Seite her gelangen. Der Goethesche Vers „Sah nach dem Engel ruhevoll“ („Fischer“) verliert sein Unerklärliches, wenn wir die elsässische Form ‚der Engel‘ (ahd. angel m.) kennen.

Eine Abweichung im Geschlecht zeigt endlich noch das Zahlwort zwei, bei dem das Elsässische noch alle drei Geschlechter zwên, zwô, zwei unterscheidet. Den äußeren Anlaß zur Behandlung bietet eventuell der Vers 553 aus „Ernst, Herzog von Schwaben“: „Zween Herren reiten mit Gefolg' heran“. Leicht läßt sich an Ausdrücken wie: zwëen Hund(e), zwoo Rahe(n), zwei Haustiere der Unterschied zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht klarmachen.<sup>2)</sup> Eine oberelsässische Analogiebildung hierzu wäre: beedi Füëß, hoodi Hënd, beidi Augen.

In diesen Fällen hat das Hochdeutsche eine Vereinfachung eintreten lassen. Zuweilen ist es auch umgekehrt, ist das Elsässische das Einfachere. So hat unsere Mundart bis auf einzelne Bruchstücke die meisten Kasus eingebüßt und muß sie durch Erweiterungen umgehen. Statt des Genetivs gebraucht sie die Umschreibung mit ‚von‘ (statt das Schloß des Kaisers — vom Kaiser). Den Akkusativ hat sie zugunsten des Nominativs fast ganz aufgegeben. Wir sagen: Ich sehe der Mann, statt: ich sehe den Mann. Schon manche Auffagnote litt unter der Wirkung dieser spezifisch elsässischen Erscheinung. „Die Schule wird diese Abweichung des Dialektes vom Schriftdeutschen aus dem Munde der Kinder nicht ganz verdrängen können; aber sie muß doch darauf aufmerksam machen und die Fehler bekämpfen“ (Haug S. 33). Zumal in Sexta und Quinta wird es gut sein, immer wieder auf den Akkusativ nachdrücklich hinzuweisen und eine Reihe von Akkusativen auch bilden zu lassen, um dem Auge und Ohr die ungewohnten Formen heimisch zu machen. Als Übungsbeispiele sind dabei Maskulina zu bevorzugen, weil nur bei ihnen sich Nominativ und Akkusativ äußerlich sichtlich (im Artikel) unterscheiden. Eine weitere Schwie-

1) Die Beispiele nach D. Weise, Mundarten S. 182.

2) Vgl. Menges, Volksmundarten S. 37.

rigkeit bietet die Mundart den Elsäffern bei der hochdeutschen Pluralbildung der Eigenschaftswörter, wo auch in oberen Klassen das Schwanken zwischen e und en noch nicht aufhört. Hier aber bietet die Mundart neben dem Leiden zugleich auch die Heilung. Besser als die komplizierte grammatische Regel erleichtert die elsässische Mundart die Mehrheitsbildung, wenigstens für den größten Teil des Elsasses, von Sulz u. W. bis Colmar: An Stelle der schriftdeutschen Endung e hat die Mundart i (e Sack voll roti Grumbeere), an Stelle von en ein e (d' rote Grumbeere sin des Johr nit gerote). Den Kindern braucht das nur zum Bewußtsein gebracht, sie brauchen nur angehalten zu werden, für das mundartliche i in der Schriftsprache ein e, für das mundartliche e ein en zu setzen. Beispiele wie: Sie hett beidi Fenschter zügemacht, er hett großt Plän im Kopf, richi Litt han au ihri Sorje u. dgl. auf der einen Seite, von dene scheene Epfel isch kener füll worre, am e ruesige Kessel ka mer sich nit süfer ritwe, er treit uf bode Achse Wasser auf der anderen zeigen die Zuverlässigkeit dieser Regel.<sup>1)</sup> Zur Pluralbildung wären schließlich noch die schon oben erwähnten Formen ohne (S. 40) oder mit überflüssigem (S. 41) Umlaut anzuführen, sowie die Tatsache, daß das Elsässische in einigen Formen abweichend vom Hochdeutschen den Singular vorzieht, so in: der Zins, d' Faß, das Brojel. Darauf wäre etwa bei Durchnahme des Abschnittes der Grammatik (S. 127): Numerus der Substantive, zu verweisen.

Ähnliche Verhältnisse wie bei der Deklination treffen wir auch bei der Konjugation. Auch hier zeigt die Mundart, wie dort im Verluste einzelner Kasus, eine Tendenz zu Vereinfachung. Die einfache Vergangenheitsform (Imperfekt) ist so gut wie ausgestorben und muß auf unteren Stufen geradezu eingelernt werden. Wie ferner dort schwache Deklinationsformen zumal in Wirtshausnamen vorhanden sind (Zum Schwanen, Storch, Salmen, weißen Bären, auch in Ausdrücken wie: ich geh' in de Salme, er wohnt im Schwane); so hier schwache Mittelformen: G'hebbt statt gehoben, gebitt statt gebeten, getrait statt getragen. Umgekehrt dringen in die Mundart freilich auch starke Formen für schwache ein, beditte für bedeutet, gelitte für geläutet u. dgl. Zuweilen hat die Schriftsprache schwache und starke Partizipia nebeneinander (erschreckt und erschrocken), aber in verschiedener Bedeutung. Die Mundart kann dann zu einem schätzenswerten Hilfsmittel werden, um Verwechslungen vorzubeugen. Auch das Elsässische scheidet ganz scharf und in Übereinstimmung mit dem Hochdeutschen: ich hab' ne verschreckt, und: ich bin verschrocke. Daß endlich auch dem Verbum gegenüber der Umlaut Abweichungen vom Gemein-deutschen bedingt, haben wir ebenfalls schon gesehen (vgl. oben S. 40).

1) Nach Menges, Geleitwort S. 18 und Übungen S. 12.



Alles in allem kann man mit Menges („Volksmundart“ S. 54 und Reins Enzyklopädie IV, 854) wohl behaupten, daß die grammatischen Belehrungen und Übungen, falls sie von solchen mundartlichen Verschiedenheiten und Mängeln ausgehen, für die Schüler neben praktischer Bedeutung auch frisches Interesse erlangen. Sie fördern nicht nur das Sprachverständnis und die Sprachfertigkeit, sie werden — mit weiser Mäßigung und an passender Stelle angebracht — in ihnen auch Lust und Liebe zu sprachlichen Erscheinungen wecken; einer oder der andere wird sich auch späterhin mit ihnen beschäftigen. Dinge, wie Geschlecht, Fall-, Grad- und Zeitbiegung, die sonst so tot und trocken erscheinen, werden Leben und Anziehungskraft erhalten.

Diese Mission, scheinbar Abgestorbenes wieder lebendig werden zu lassen, vermag die Mundart fast mehr noch als bei grammatischen Erscheinungen dann zu erfüllen, wenn es gilt, dunkle Ausdrücke zu erklären. Das Schriftdeutsche führt ja oft altertümliche Wortformen vor, die dem Schüler unverständlich sind und der Erklärung bedürfen. Und nicht selten gelingt es dann, gerade mit Hilfe der Mundart auf solche sprachliche Rätsel ein helles Streiflicht zu werfen. Dazu kommt als weitere Empfehlung dieser Art von Erklärung, daß sie nicht etwa an der Oberfläche der Erscheinung haften bleibt, nicht bloß den Inhalt des Begriffes notdürftig vermittelt, sondern hinab zum Wesen und Werden des Wortes bringt, dessen sinnlichen Hintergrund auch in verwickelteren Fällen in einer Weise zur Anschauung bringt, wie sie anders überhaupt nicht zu erreichen ist. Einige Beispiele aus selbst kurzer Unterrichtspraxis mögen das verdeutlichen.

In der Lektüre (in Ganghofers „Geheimnis der Mischung“, „Moderne Prosa“ S. 20) begegneten die Worte: „Das gesunde, pausbäckige Gesicht seines herzlichsten Buben“. Es entspann sich nun etwa folgendes, hier aus Zweckmäßigkeitsgründen etwas gekürztes Frage- und Antwortspiel:

- |                                                                                                                                 |                           |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------|
| Lehrer: Was bedeutet wohl pausbäckig ursprünglich?                                                                              | Klasse: —                 |
| L.: Aus welchen Bestandteilen ist das Wort zusammengesetzt?                                                                     | A.: Aus paus- und bäckig. |
| L.: Was bedeutet bäckig, Bäck?                                                                                                  | B.: Wange.                |
| L.: Was bedeutet paus?                                                                                                          | M.: —                     |
| L.: Wie sagt Ihr elsässisch für pausbäckig?                                                                                     | C.: Pfüsbäckig.           |
| L.: Kennt Ihr nun den ersten Bestandteil pfüß in anderer Verbindung, vielleicht als Stamm eines besonderen elsässischen Wortes? | D.: pfüßen.               |
| L.: Was bedeutet pfüßen?                                                                                                        | E.: Blasen, ausblasen.    |

L.: So, nun „pfuse“ einmal! Ihr andern beobachtet ihn!  
Was ist nun pausbädig?

G.: Das Aussehen der Baden, das dem beim Ausblasen von Luft hervorbrachten ähnlich ist.

In analoger Weise läßt sich der ursprüngliche, sinnliche Hintergrund des schon recht abstrakt gewordenen Begriffes Geißel in dem Beinamen Attilas als „Geißel Gottes“ (Lesestück „die Hunnen“ v. Dabelsen S. 16) durch den einfachen Hinweis auf das noch allgemein übliche elsässische Wort Geischel = Peitsche vermitteln.<sup>1)</sup>

In demselben Lesestücke heißt es von den Hunnen: „Ihre Stimme war gellend“. An das letzte Wort ließ sich mit Hilfe der Mundart ungewungen eine kleine Wiederholung des vom Ablaut Gelernten anknüpfen. Ungefähr dieser Art: Wie nennt man elsässisch den Vogel, dessen Stimme den Tag ankündigt, d. h. durch die Dörfer „gellt“? Antwort: Güller. Wie nennt man allgemein den Vogel, dessen Stimme durch die Nacht ‘gellt’? — Nachtigall. Welche Sprachercheinung zeigt sich im Zusammenhang zwischen gellen, Güller und Nachtigall? — Ablaut. Damit war das Beabsichtigte erreicht, ohne daß die Schüler zunächst überhaupt merkten, wohin die Fahrt ging. Alles war scheinbar neu, das Wort Güller war von spezifischem Reiz, und damit war die größte Gefahr jeder Wiederholung, die Langeweile und die Interesselosigkeit glücklich gebannt.

Eine andere grammatische und zugleich sprachgeschichtliche Tatsache wurde bei Gelegenheit eines Satzes „Er stapfte mit langen Schritten davon“ („Moderne Prosa“ S. 21) erklärt. Es wurde gesagt: Wie nennt man elsässisch das, worauf man empor, „stapft“? — Stapfel (= Treppe). — Ein ähnliches deutsches Wort? — Stapel. Daran wurde unter Beziehung weiterer Beispiele (Pfalz — Palz) der Unterschied der elsässischen und pfälzischen Mundart zum ersten Male entwickelt, und zwar bezüglich p und pf. Die Schüler fanden damit selber ein Kriterium, ihren eigenen heimischen Dialekt gegen den anderer Stämme abzugrenzen; es war eine Einleitung in die Sprachgeschichte.<sup>2)</sup>

Auf das engere Gebiet der Wortgeschichte führte wieder der Ausdruck „Kreisel“ („Laucher“ 17, 5) zurück. „Wie nennt Ihr“, wurde gefragt, „den Kreisel unter Euch“? — „Topf“. Was versteht man unter „Topf“ im allgemeinen? — Ein Gefäß. — Wie kommt das Spielzeug nun in Verbindung mit einem Gefäß? — Das kommt daher, daß Kreisel von einem alten Worte krüsel = Krug kommt. Manche Krüge

1) Für ‘erschrecken’, das er mit Heuschrecke in Verbindung setzt, sowie für warten, meuchlings, den Rang ablaufen u. a. zeigt Menges (Volksmundart S. 81f.) den Weg, sie in ihrem ehemaligen konkreten Sinne den Schülern vor Augen führen zu können.

2) Vgl. oben S. 28f.

und Töpfe haben (und hatten) eine Gestalt, die der des Spielzeuges ähnelt. Mit welchem Worte, das scheinbar damit verwandt ist, hat also Kreisel nichts zu tun? — Mit Kreis.<sup>1)</sup>

Andere Worte wieder lassen sich durch die Mundart zwar nicht restlos erklären, wohl aber gewinnen sie durch mundartliche Parallelen einen gewissen Interessenswert und werden dadurch leichter dem Gedächtnis eingeprägt. So wird die Ableitung des Stammesnamens 'Sachse' von sahs = Schwert, also gleich Schwertleute, nicht so schnell mehr vergessen, wenn erwähnt wurde, daß man heute noch in der Gegend von Mülhausen ein breites, kurzes, etwas gekrümmtes Hackmesser 'Sackse' nennt.<sup>2)</sup> „Küren“ („Hochzeitslied“ 6, 2: „Und kürt sich im Saale sein Plätzchen“) ist in Zusammenhang zu bringen mit dem Colmarer Ausdruck kuraßig = wählerisch im Essen. Von ihm aus können die Schüler die Grundbedeutung des Wortes eventuell selber erschließen. Wenn in dem Lesestücke „Die unüberwindliche Flotte“ das Wort „Galione“ mit den Synonymen Galeere und els. Galee in Parallele gesetzt wird, so gewinnt dabei gleichzeitig das Verständnis des Fremdwortes und das des mundartlichen Ausdruckes „aufs Galee bringen“, der damit für einen Augenblick seines ursprünglichen Sinnes wieder teilhaftig wird. In der mittelhochdeutschen Lektüre sind eine Anzahl von Vokabeln, die sonstwo im Wörterbuch nachgeschlagen werden müssen, dem Elsässer unmittelbar verständlich, da er sie in seiner Mundart fast unverändert noch erhalten hat. Hierher gehören etwa: böze (Bosen Stroh), anke (Butter), vlade (dünner Kuchen)<sup>3)</sup>, kibig (zänkisch)<sup>4)</sup>, swêr (Schwiegerväter), twahel (Zwehle), hiniht (heute Nacht), bluost (Blüsch), fassenacht (Fastnacht), busem (Busen) usw.

Es ließen sich noch zahlreiche andere Worte anführen, die ebenfalls durch die Mundart ein besonderes Leben gewinnen. Jede Lektüre wird sie in Hülle und Fülle bieten. Nötig wird das Zurückgreifen auf die Mundart zur Erklärung schriftdeutscher Worte besonders in jenen Fällen werden, wo bei gleicher äußerer Form elsässische und hochdeutsche Begriffe doch dem Sinne nach auseinandergehen. Das kommt durchaus nicht so selten vor, wie man gemeinhin wohl annimmt.<sup>5)</sup> Will man nicht aneinander vorbei reden, so müssen beide Bedeutungen mindestens als Tatsache gegenübergestellt werden. Das wird auch auf höheren Klassen noch zuweilen notwendig. Auf tieferen Klassen kann sich die Erklärung schriftdeutscher

1) Vgl. Menges und Stehle S. 183.

2) Vgl. Menges und Stehle S. 302, und Els.-Lothr. Lehrerztg. II, 6.

3) ankeflade = oberels. Butterbrot.

4) Noch jetzt kiebig = zornig; vielleicht auch in Keib?

5) Vgl. Spieser im „Jahrb. d. Vogesenfl.“ XIV, 145 (1898).

Worte häufig durch einfaches Übersetzen in die Mundart erreichen lassen. Beispiele hierfür anzugeben ist ganz unmöglich, da bei fast jedem Worte der Fall eintreten kann, daß es von einem Schüler nicht verstanden wird. Am häufigsten wird man zur Mundart dann greifen müssen, wenn das hochdeutsche Wort in der Mundart gar nicht vorhanden ist, sondern durch einen anderen Stamm ausgedrückt wird. Menges stellt in der „Esf.-Lothr. Lehrertg.“ 2, 233 ein halbes Hundert solcher Worte zusammen.

Aber nicht allein schriftdeutsche, sondern auch undeutsche, d. h. Fremdwörter lassen sich durch die elsässische Mundart bald erklären, bald, was noch wertvoller ist, überhaupt beseitigen. Um die Schüler zur Vermeidung überflüssiger Fremdwörter anzuregen, kann man rühmend darauf hinweisen, daß das Elsässische trotz seiner Grenzlage in dieser Beziehung zum Teil geradezu mustergültig ist und in der Schriftsprache viel gebrauchte Fremdwörter trefflich übersetzt. In einzelnen Fällen kann selbst die Nachahmung empfohlen, in anderen freilich muß zu außerordentlicher Vorsicht gemahnt werden. Das Wort „Korridor“ etwa gebe den äußeren Anstoß, um der Forderung Frankes (S. 13): ‘Reinigung und Bereicherung der Schriftsprache durch die Mundart mit Hilfe der Schule’ gerecht zu werden. Die Schüler kommen selbst sofort auf „Hüsgang“.<sup>1)</sup> Eine Reihe anderer elsässischer Ausdrücke, die gelegentlich zur Anknüpfung oder als Muster für die Vermeidung von Fremdwörtern dienen können, seien unter Anfügung eines Duzends dort nicht genannter nach der dankenswerten Zusammenstellung von Menges in der Esf.-Lothr. Lehrertg. (2, 86f.) wiedergegeben. Wenn der Elsässer mit der Eisenbahn fährt, so löst er vorher kein Billet, sondern eine Karte oder einen Zettel; und diese Fahrkarte wird ihm vom Schaffner nicht kupiert, sondern gepfezt. Er wird nicht konfirmiert, sondern vorgestellt. Den Eremiten nennt er Waldbruder, die Gardine Umhängel, das Bouquet Strauß, Maje oder Busche, den Konditor Zuckerbeck, das Portemonnaie Geldsack oder Geldbeutel, das Rubert Brieffädel, die Agraffe Gast, die Omelette Eier- oder Pfannenkuchen, die Bonbons Zuckerbohnen oder Gutsel, den Lampenzylinder Lampenglas, den einfachen Zylinder hohen Hut, das Staket Lattle oder Lattenzaun, die Linie Zeile oder Strich, die Chaussee Straße oder Landstraße, die Medizin Arznei, das Parfüm Schmedetz, die Bouillon Fleischbrühe, die Zivilkleider Bürgerskleider, das Gilet Brusttuch, das Korsett Leibel. Er trinkt seinem Freunde nicht Prosit, sondern Gesundheit zu, hat nicht Cou-

1) Dagegen ist den Oberelsässern scheinbar das unterels. „Hüseere“ (eere = area ebene Fläche, noch in franz. aire Tenne und in deutsch Ar, Hektar) unbekannt. Wenigstens konnte daran aber nachgewiesen werden, wie selbst auf kleinem Gebiete der Sprachgebrauch wechselt.

rage, sondern 's Herz, singt selten die Melodie, viel öfter die Weise eines Liedes, lernt davon nie eine Strophe, stets dafür ein G'lägel, arbeitet nicht im Akkord, sondern im Verding, denunziert nicht, sondern bringt an, renommiert nicht, sondern macht den Großen, wohnt nicht vis-à-vis, sondern gegenüber, gerade üben oder über dran, trifft etwas nicht exakt, sondern auf den Dupfen (= Punkt), kommt nicht direkt, sondern ein Gangs oder gerade aus dem Garten, stellt eine Forderung nicht absolut, sondern rundaus, leidet nicht an Gelenkrheumatismus, sondern an Gliederweh, stirbt nicht am Typhus, sondern am Schleimfieber. Der Baumzüchter okuliert und pflöpft nicht, sondern äugelt und zweigt, der Photograph kann nicht photographieren, sondern abmalen. Die Hausfrau bereitet aus Zwetschen nicht Konfekt oder Gelee, sondern im Oberels. Mües, im Unterels. Schledel; sie kocht auch keine Kartoffeln, sondern Grumbire. Der Geldverleiher nimmt nicht vier Prozent, sondern vier vom Hundert Zinsen. Das Karussell heißt im Kreis Weixenburg Gitschel, in Straßburg Ringelspiel, in Colmar Rösselspiel, im Sundgau häufig Repleritti. Die Straßburger kennen keinen Quai, sondern einen Staden. So fehlt es an Beispielen wahrlich nicht.

Lassen sich jedoch einzelne Fremdwörter trotz aller Bemühungen nicht vermeiden, so werden sie vom Volksmund im Elsaß oft in der originellsten Weise eingedeutscht. Das Ohr des gemeinen Mannes vernimmt irgendwelche unverstandene Laute und bringt sie dann in Verbindung mit ähnlich klingenden seiner Mundart. So entstehen elsässische Wortgebilde, an denen sich der Begriff der Volksetymologie den Schülern wirkungsvoll nahebringen läßt. Bekannt ist die Umwandlung des franz. chandelle in Schandlicht; canapé wurde unter Einwirkung von Bett zu „Kanebett“ erweitert. Calorifère (Luftheizung) sprach jemand 'Kanonefir' aus. À votre santé hört man fast stets als 'alle gebott nianté', d. h. jeden Augenblick, sehr oft (vgl. alle gebott un glich widder) Santé.

Selbst bei bekannteren Lehnworten tritt die Volksetymologie häufig genug in Erscheinung. So wird 'Ephew' vielfach fälschlicherweise mit Heu in Verbindung gebracht, wie allein das sächliche Geschlecht des Wortes im Elsässischen beweist. Die Besprechung dieser Dinge kann anknüpfen an das Wort Muselman im „Kampf mit dem Drachen“, das sich der Volksmund aus moslemim in seiner Art zurechtgemacht hat. In demselben Gedicht hat auch ein urdeutsches Wort, Abenteuer, eine Umwandlung erfahren und wird nicht selten 'Abendteuer' gesprochen. Augenbraue ist elsässisch zu Augenbraune erweitert, wobei an Auge und braun gedacht wird, statt an das längst dem Sprachbewußtsein verloren gegangene mhd. brâwe oder brâ.

Besonders an der Hand von Orts- und sonstigen Namen ist das Wesen der Volksetymologie und damit teilweise des schaffenden Volks- und Sprachgeistes treffend klarzumachen. Ein interessantes Beispiel fand sich in einem Aufsatz und wurde bei dessen Rückgabe besprochen. Ein Schüler erklärte da — allerdings in unzulässiger Weise dabei vom Thema abshweifend — den Namen seines Heimatdorfes Meienheim (bei Ensisheim). Die Hunnen sollen nach seiner etwas unklaren Darstellung auf ihrem Durchzuge hier „Maienplätze“ gefunden und dann ihr Heim dafselbst aufgeschlagen haben. Der Schüler wurde nun darauf aufmerksam gemacht, daß Meienheim wahrscheinlich = Heim des Magino ist.<sup>1)</sup> Und dann wurde die von ihm gegebene Erklärung als volksetymologisch mit deren Gegenstück, der wissenschaftlichen, in Parallele gesetzt. Ganz ähnlich wäre gegebenenfalls bei den Ortsnamen Eberbach (bei Selz) = Bach des Erbo<sup>2)</sup> und Hunspach = am Bach des Huno (nicht etwa Bach des Hundes)<sup>3)</sup> zu verfahren. In einigen Fällen hat der Volkshumor geradezu absichtlich Volksetymologien geschaffen, die im Unterricht durchaus verwendbar sind.<sup>4)</sup> So ist die mundartliche Form Gemer für Gemar verbunden mit dem Imperativ geh mer (gehen wir). Wenn nun jemand mit „Geh mer“ sich und andere zum Aufbruch mahnt, so wird ihm aus der Gesellschaft, die noch bleiben will, zuweilen erwidert: „Gemer isch nit witt vu Colmer“. Von einem dünnen, d. h. mageren Menschen sagen die Unterelsässer: „er isch vun Dürrenbach oder Weinheim“ (Kreis Weißenburg), die Oberelsässer: „er isch vu Dürrenenzen“ (Kreis Colmar). Ein Geizhals ist auch „nicht von Gebweiler“. Wein, der sich mit Wasser verbündet hat, ist im Volksmunde durch Wasse (Wasselnheim) oder durch Wesserling (Kreis Thann) gelaufen.<sup>5)</sup>

Ja, nicht nur das innere Wesen und Werden vieler Worte, auch die äußere Form, die Schreibung läßt sich vereinzelt durch die Mundart dem Gedächtnis unvergeßlich einprägen. Bekanntlich und leider werden auch noch von fortgeschrittenen Schülern 'das' und 'daß' wechselweise falsch geschrieben. Die Grammatik (S. 42) sucht dem durch folgende umständ-

1) magino mit Macht zusammenhängend; der Lautwandel von magino > maie war nach magid > maid, gisagit > g'fait usw. (s. oben S. 34) nicht mehr unverständlich.

2) So nach Andresen, Volksetymologie S. 191. Anders Menges und Stehle S. 66. Sie leiten Eberbach von Eber ab, bzw. lassen den Eigennamen Ebero zugrunde liegen, der selber Eber bedeutet. Hier nimmt also die Wissenschaft die volksetymologische Erklärung auf.

3) Vgl. Menges und Stehle S. 148f. Ebenso sind Hunaweier und Hundsbach bei Altkirch entstanden und wären je nach dem Schulorte das Näherliegende.

4) Ein weiteres Beispiel s. noch oben S. 28.

5) Nach Menges, Volksetymologisches S. 371f.

liche Regel vorzubeugen: „Das Wörtchen ‘das’ kann entweder der Artikel oder das Pronomen demonstrativum oder das Relativpronomen sein. Zum Unterschied von diesem wird die Konjunktion ‘daß’ mit dem ß geschrieben. Das Pronomen ‘das’ erkennt man daran, daß man es mit dieses, dasjenige oder welches vertauschen kann.“ Allein, welche Arbeit, bis das alles den Schülern auch nur verständlich gemacht ist! Und dann wieder welche Zeitspanne, bis sie’s auch wirklich anwenden können! Um wieviel einfacher und klarer ist es da zu sagen: Ihr schreibt hd. daß mit ß, wenn Ihr els. ‘aß’, Ihr schreibt das mit rundem s, wenn Ihr els. ‘wou’ sagen würdet, oder auf eine noch kürzere Merksformel gebracht: Daß für aß, das für wou. Diese Fassung hatte obendrein den Vorzug, daß sie schon nach kurzer Überlegung von einem Schüler selbständig gefunden war. In unteren Klassen könnte entsprechend die Schreibung von Mann (els. ebenso) und man (els. mer), sowie denn (els. ebenso) und den (els. wy) eingeübt werden.<sup>1)</sup>

Noch über das einzelne Wort hinaus kann die Mundart auch zur Veranschaulichung des ganzen Sachbaues oder wenigstens wichtiger Erscheinungen desselben mit Nutzen zu Rate gezogen werden. Hierher gehört vor allen Dingen die wichtige Rolle des elsässischen Dialektes als Stilmuster. Seine kurze und treffende Ausdrucksweise kann den Schülern als Vorbild vor Augen gestellt werden. Es ist ihnen zu zeigen, wie die Mundart oft mit einem Dinge Worte klipp und klar bezeichnet, für die wir halbe Sätze brauchen. Die bürokratischen ‘vermitteltst’, ‘seitens’ u. dgl. sind dem Elsässischen noch durchaus fremd. Ein gegen schlechtes Wetter aufgesetztes Häufchen Heu ist ein ‘Wetterhüfel’. Bis der hochdeutsch sprechende Knabe seinem elsässischen Kameraden den Auftrag gegeben hat, die Äpfel mit dem Bengel herunterzuschlagen, hat der sie längst „gebengelt“. Natürlich ist ausdrücklich vor eigenmächtiger Nachahmung solcher Bildungen zu warnen. Sie sollen nur dazu veranlassen, eben da zu kürzen und einfach zu sein, wo es auch nach dem schriftdeutschen Sprachgebrauche möglich ist.

Das ist fast stets der Fall beim Bau ganzer Sätze; und darum ist gerade bei der Periodenbildung der stete Hinweis auf die Umgangssprache vorzüglich am Platze. Die Mundarten im allgemeinen und die elsässische im besonderen vermeiden ja noch heute die Schachtelung von Sätzen fast gänzlich und bieten in dieser Beziehung ein höchst beachtenswertes Vorbild echt deutschen Sachbaues.<sup>2)</sup> Das können sie schon dem kleinen Sextaner bei seinen Erzählungen sein, wenn er sich im Übereifer in seinen

1) Vgl. ferner Menges in Reins Enzyklopädie IV, 844.

2) Vgl. Franke S. 122.

Perioden so verwickelt, daß er keinen Ausweg mehr findet. Dann mag man ihm sagen: So langatmig sprichst du doch sonst nicht; rede doch, wie du's zu Hause tust. Wichtiger noch wird diese Frage für die schriftlichen Arbeiten mittlerer und oberer Klassen. Da läßt sich den Schülern der Rat geben, in Fällen, wo sie in ihren Aufsätzen zu lange Sätze entdecken und nicht imstande sind, dieselben zu beseitigen, sich die Sache doch einmal innerlich in der Mundart zu bilden. Aber mit Nachdruck ist dabei zu verlangen, daß dies erst nach der vorläufigen Niederschrift zu geschehen habe; und zwar aus dem Grunde, um zu starke Anklänge an die Mundart zu verhindern und immer das Schriftdeutsche hochzuhalten; damit auch nicht etwa die 'und' und die 'da' sich ins Ungemessene vermehren. Überhaupt ist die Gefahr, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben, an keiner Stelle so groß, wie bei der Bewertung der Mundart zur Stilbildung. Und wenn Menges („Volksmundart“ S. 55) sie schlankweg „neben den Erzeugnissen unserer besten Schriftsteller als Stilmuster in der Schule verwendet“ wissen will, so ist hierzu einschränkend zu bemerken, daß man so lange als möglich doch besser bei den besten Schriftstellern bleibt und nur in besonders passenden Fällen wie z. B. 'Kürze der Sätze' zur Mundart greift. Sonst ist gerade hier zu befürchten, daß die Schüler die Mundart bald auch da zum Muster nehmen, wo sie nichts weniger denn mustergültig ist. Aber es sollte auf der anderen Seite auch nichts nur darum angestrichen werden, weil es mundartlich ist, wenn es nur sonst in den Rahmen des Ganzen ohne Störung sich einfügt. Überhaupt wäre wenigstens besseren Schülern auf allen Stufen ein kleiner, natürlich nur winzig kleiner mundartlicher Einschlag durchaus zuzugestehen.<sup>1)</sup> Das gibt ja gerade allem Geschriebenen einen so unendlich anziehenden, anheimelnden Reiz, drückt ihm so leicht und ungezwungen eine eigene Note, etwas Individuelles auf. Die Mundart bedeutet dabei dem Stilisten das selbe, wie das Volkslied<sup>2)</sup> dem Lyriker.

Außer diesem praktischen Nutzen für den Stil des Schülers bietet die Satzbildung des Elsässischen auch eine wertvolle Stütze für die theoretische Erklärung über die Entstehung der Nebensätze überhaupt. Daß alle Nebensätze sich aus Hauptsätzen entwickelt haben, zeigen noch recht deutlich folgende durchaus übliche Wendungen aus der elsässischen Volks-

1) Also etwa Worte, wie sie auf S. 24 Anm. 2 genannt sind.

2) Im Falle, daß in oberen Klassen dieses selber besprochen wird, ließe sich dessen volkstümliche Sprache an einem els. Worte illustrieren. Die Zeile: „Jetzt gang ich ans Brünnele“ wäre zu dem mundartlichen oberels. „ich gang“ in Beziehung zu setzen. Ein solches Beispiel wäre ein schätzenswertes, naheliegendes mnemotechnisches Hilfsmittel.

sprache: Ich sage dir das, du kommst heim (= daß du heim kommst). Er ist so schwach, man könnte ihn umblasen (= daß man ihn umblasen könnte).<sup>1)</sup> Für Gymnasiasten ließen sich — nebenbei bemerkt — aus dem Elsässischen sogar Fälle vollkommener und der lateinischen Parallelerrscheinung nichts nachgebender Attraktion aufweisen, etwa in dem Satze: „Den ersten Apfel, wo (= den) ich finde, ist für dich“, was um so auffälliger ist, als der Akkusativ ja sonst im Elsässischen fast verschwunden ist (s. oben S. 48).

Endlich sei noch erwähnt, daß auch einzelne sonstige Begriffe der Stilistik sich durch elsässische Beispiele veranschaulichen und damit leichter einprägen lassen. Der Bilderreichtum der Mundart zeigt sich z. B. in Ausdrücken wie dem so sinnlich anschaulichen: „Wenn einer d' Gais annimmt, müeß er sie au hiata“ für das abstrakte: man muß eine übernommene Pflicht erfüllen; oder das psychologisch so tiefe: „Ar gab a lig, wa der ander kens hett“ für: er ist neidisch. Von einem ungeschickten Menschen sagt der Elsässer mit verständnisinnigem Humor: „Er speßt's Mhl, wia a Ry uf a Arpér“ (Erdbeere), und schlechte Aussichten umschreibt er ironisch mit: „D' kurz Hoor sin bol birschet.“<sup>2)</sup> Daß weit hergeholte Bilder sich zuweilen fast noch besser durch wurzelechte elsässische wiedergeben lassen, ist schon an dem Satze: „Eulen nach Athen tragen“ gezeigt worden.<sup>3)</sup> Gerade der Hinweis auf solche sonst kaum beachtete Dinge, die in Wirklichkeit doch so weit hinab in ein ungeahnt reiches Gemütsleben der breiten Masse führen, wird den Schülern ihre Mundart doppelt lieb und wert machen, wird vielleicht zuweilen auch den Anstoß geben, bei eigenen Versuchen mit bildlichen Wendungen ähnlich anschaulich und gemütvoll sein zu wollen wie der gemeine Mann.

Eine Anzahl weiterer Ausdrücke hilft durch ihre Verdoppelung zugleich den stilistischen Begriff der Tautologie erläutern und ist somit den in der Grammatik (S. 196) hierzu gegebenen Beispielen beizufügen. Es wären etwa zu nennen: Uff Guffe un Modle siße, sich krumm und bucklig lache, af Waj un Staj nochlaufe, weiter: sin Rriz un Sorje han, nix aß Liebs un Guets, Zitt un Wil han, ridere un zittere u. dgl.<sup>4)</sup> Schließlich gehören hierher auch die vielgebrauchten: fer nix un widder nix, niemand nit, nie nit, uf de Barci nuf, über d' Bach nitwer.<sup>5)</sup> Da Ausdrücke der letzten Art in Aufgaben erfahrungsgemäß nicht selten sind, so läßt

1) Nach Wilke, Schriftdeutsch S. 60.

2) Die els. Beispiele nach Stehle im Els.-Lothr. Schulbl. 21, 225 ff.

3) Siehe oben S. 31 f.

4) Nach Menges, Volksmundart S. 73.

5) Vgl. D. Weise, Mundarten S. 218.

sich an sie die Erklärung der nicht ganz einfachen Begriffe Pleonasmus und Tautologie anknüpfen und immer wieder wiederholen.

Die auf der übernächsten Seite (S. 199) der Grammatik behandelte Onomatopöie zu berühren bietet der Unterricht ebenfalls Gelegenheit, etwa im „Tauscher“ oder in Rückerts „Aus der Jugendzeit“. Da sich zur besseren Hervorhebung der Worte: „Und es waltet und siedet usw.“, sowie: „Und hohler und hohler hört man's heulen“ das Eingehen auf das Kabinettstück der Lautmalerei, Ovids Quamvis usw. in der Realschule von selber versagt, so tritt das Elsassische als wertvoller Ersatz an dessen Stelle. Es kann nachgewiesen werden, wie die Mundart schon in einzelnen Worten den Schall nachzuahmen sich bemüht: Bei 'pfija' glaubt man geradezu einen Wassertropfen auf eine glühende Eisenplatte fallen zu hören; 'Gafje' ahmt den Ton des Huhnes, 'gifje' den der neuen Schuhe trefflich nach. Zuweilen wird gehörten Naturlauten auch ein bestimmter Sinn untergelegt. Nicht nur der hochgebildete Kunstdichter (Rückert) vernimmt im Zwitschern der Schwalbe gewisse Reden, auch der Mann aus dem Volke glaubt dabei zu hören: „die Wiver die ratsche — n — un datsche, un wenn se heim kumme — n — isch niene ke Finkete Fir.“ Die Meise singt für den Elsäßer: „Zitt isch do“<sup>1)</sup>, die Lerche: „Buck (bücke) din Rucke, wann d' Ahre witt.“ In Colmar werden der Wachtel die Worte untergelegt: „Bavele, witt mi nitt, witt mi nitt?“ Die Laute des legenden Huhnes endlich, die in „gafje“ schon eine so treffende Bezeichnung gefunden haben, erreichen den Gipfel der Onomatopöie in den vom elsässischen Volksmund dabei herausgehörten Sätzen: „'s Herre Deckbett hett vier Eck; vier Eck hett 's Herre Deckbett.“ Besser wie das Volk seine Vogelstimmen hat auch Ovid sein Fröschequaken nicht nachgeahmt. Dazu kommt hier noch, daß durch den Hinweis auf die elsässische Lautmalerei auch die phantasievolle Darstellung des Dichters ihre nahe- liegendste Erklärung erhält.

So lassen sich die genannten und fraglos auch manche nicht genannte Erscheinungen der Stilistik mit Hilfe der elsässischen Mundart einleuchtender und anziehender gestalten. Und es hat sich wohl auch gezeigt, daß dieselbe darüber hinaus in allen Zweigen des deutschen Unterrichtes vortreffliche Dienste zu leisten imstande ist.

Damit ist aber, wie zum Schlusse nur skizzierend angedeutet sei, die Mission der Mundart in der höheren Schule keineswegs beendet. Auch in anderen Fächern und in anderen, d. h. nicht elsässischen, Schulen kann sie unter Umständen recht passend anzubringen sein.

1) Vgl. auch Ad. Stöbers Buchfinkenlied in Straßburger Mundart: „D' Zitt isch do!“ (Jahrb. d. Vogesenkl. III, 113f. 1887.)

In den übrigen Sprachgebieten allerdings werden ihrer Bewertung relativ enge Schranken gezogen sein. Aber hin und wieder wird sich auch in Nord- und Ostdeutschland auf oberen Klassen auf ihn verweisen lassen, wenn es gilt, sprachgeschichtliche Erscheinungen zu erläutern. Wie wir zu plattdeutschen Formen bei Durchnahme der Lautverschiebung greifen, so werden die Niederdeutschen mit Nutzen elsässische Worte beachten, wenn sie den Umlaut erklären wollen. Auch wenn alte, scheinbar aus dem lebendigen Sprachbewußtsein geschwundene Worte und Formen begegnen, ist das Elsässische zuweilen ein wertvolles Vergleichsobjekt. Einzelheiten wie Vokalreichtum, Bewahrung mittelhochdeutscher Kürzen, alten Geschlechtes usw. bedürfen an dieser Stelle ja keiner weiteren Ausführungen mehr und ergeben sich aus dem Vorstehenden von selber. Doch auch damit ist der pädagogische Ertrag des Elsässischen noch nicht erschöpft. Nicht bloß alle Klassen und Schulen, auch alle Fächer können daran teilhaben. Der 5. Abschnitt des Artikels: „Mundart in der Schule“ in Reins Enzyklopädischem Handbuch (IV, 837 ff.) führt ausdrücklich die Überschrift: Die Mundart im Dienste der übrigen (d. h. nichtdeutschen) Unterrichtsfächer; und als solche Fächer werden aufgezählt: Religion, deutsche Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und — Rechnen.<sup>1)</sup> Wenn auch zumal für den letztgenannten Zweig die Bedeutung der Mundart nur geringfügig sein kann, so ist sie um so größer etwa in Geographie. Eine ganze Anzahl von Begriffen der Heimatkunde, aber auch darüber hinaus (vgl. etwa die [obengenannte] Raabach) lassen sich in der Tat wohl mundartlich erläutern.

Vorbedingung freilich ist und bleibt es dabei, daß der Lehrer die Etymologie der betreffenden Namen und ihren Zusammenhang mit der Mundart auch wirklich kennt. Und damit kommen wir von selber zur Forderung, daß er nicht nur in der historischen Grammatik im allgemeinen, sondern auch in der des Elsässischen im besonderen einigermaßen Bescheid wissen muß, daß jeder Bewertung der Mundart eine wissenschaftliche Beschäftigung mit derselben vorherzugehen hat, sollen dem Lehrer nicht unversehens die Zügel aus der Hand gleiten. Dazu gehören freilich zeitraubende, wenn auch interessante Vorstudien, für die derjenige kaum die nötige Muße finden wird, der sich gerade mit anderen Problemen beschäftigt. Allein der Erfolg lohnt die einmalige Mühe, die ja dann einen Erwerb für immer bildet; die, wenn man so sagen darf, Kraftvergeudung beim Einarbeiten in den Gegenstand wird durch die Kraftersparnis im Unterrichte mehr als reichlich ausgeglichen. Und wenn die

1) Auch Latein käme in Betracht. (Vgl. oben S. 58 und S. 59.)

vorstehenden Ausführungen hoffentlich gezeigt haben, daß auch der Unterricht an sich aus der Verwertung der Mundart reiche Früchte zu ernten vermag, so ist es wohl kein unbilliges Verlangen, wenn wir schließlich die möglichste, aber wohl erwogene Berücksichtigung des Elsässischen auf allen Stufen und in allen Fächern unserer höheren Schulen lebhaft wünschen. Wer das Gute auch hier nimmt, wo er es — im allgemeinen etwas verborgen — findet,

Mich dunket, der hab' niht missetân  
Tuot erz mit kunste und niht nach wân.

## Literaturverzeichnis.

- Andresen, K. G., Über deutsche Volksetymologie. 5. Aufl. Heilbronn 1889.
- Bangert, Fr., Örtliche Schwierigkeiten im deutschen Unterrichte und ihre planmäßige Bekämpfung. Ztschr. f. d. d. U. XXIII, 273 ff. 1909.
- Bohnenberger, Karl, Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech. Heidelberg 1905.
- Bood, Joh., Deutsche Elementarstylistik. Berlin 1903.
- Brenner, D., Etwas über Mundartforschung in der Schule. In den Mitteilungen und Umfragen zur Bayerischen Volkstunde Nr. 3. 1895.
- Buchheim, R., Zum deutschen Unterricht. Progr. Zittau 1890.
- Cauer, Paul, Von deutscher Spracheroziehung. Berlin 1906.
- Dabelfen, S. v., Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. 4. Teil, 4. Aufl. Straßburg 1904.
- Franke, K., Reinheit und Reichum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten. Leipzig 1890.
- Fußel, A., Mittelhochdeutsches und älteres Sprachgut in unseren Mundarten. Zeitschr. f. d. d. U. XXIV, 409 ff. Leipzig 1910.
- Geher, Paul, Der deutsche Aufsatz. Im Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, herausg. von A. Matthias. I. Bd. 2. Teil. München 1906.
- Goldscheider, Paul, Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht. Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, herausg. von A. Matthias, I. Bd. 3. Teil. München 1906.
- Halter, Ed., Die Mundarten im Elsaß. Straßburg 1908.
- Haug, J., Grammatikche Übungen. Für die Volksschulen in Elsaß-Lothringen. Freiburg 1881.
- Heilig, D. und Lenz, Ph., Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. Heidelberg 1900 ff.
- Hildebrand, R., Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. 3. Aufl. Leipzig 1887.
- Kauffmann, Fr., Deutsche Grammatik. 5. Aufl. Marburg 1909.
- Lienhart, S. und Martin, E., Wörterbuch der elsässischen Mundarten. 2 Bde. Straßburg 1897—1906.
- Lyon, Otto, Eine Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, in d. Zeitschr. f. d. d. U. XX, 129 ff. Berlin 1906.
- und Scheel, W., Handbuch der deutschen Sprache. Ausgabe D, 1. Teil. 6. Aufl. Leipzig 1911.
- Menges, Sch., Volksetymologisches aus der els. Mundart. Els.-Lothr. Schulblatt XXI, 370 ff. Straßburg 1891.
- Volksmundart und Volksschule im Elsaß. Gebweiler 1893.
- Die Mundart im Lesebuch der Volksschule. Els.-Lothr. Lehrertg. IV, 439 ff. 1894.
- Die Verwendung der Mundart im Unterricht. Els.-Lothr. Lehrertg. II, 6 ff. 1895.
- Mundart und Schule, in Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik IV, 837 ff. Langensalza 1897.
- Übungen zur Wortlehre in els. Volksschulen. Gebweiler 1911.
- Geleitwort zu den Übungen zur Wortlehre in els. Volksschulen. Gebweiler 1911.
- und Stehle, Br., Deutsches Wörterbuch für Elsässer. Straßburg 1911.
- Paul, Hermann, Mittelhochdeutsche Grammatik. 6. Aufl. Halle 1904.

- Porger, G., *Moderne erzählende Prosa*. 3. Bänden. (Welshagen u. Klasing). Bielefeld 1910.
- Rein, W., *Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik*. Langensalza 1897.
- Roos, Karl, *Die Fremdwörter in den els. Mundarten*. Ein Beitrag zur els. Dialektforschung. Straßburg 1903.
- Sozin, Ab., *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*. Heilbronn 1888.
- Spießer, J., *Für die Mundart*, Els.-Lothr. Lehrertg. IV, 558 ff. 1897.  
— *Schriftdeutsche Wörter mit abweichendem Sinn in der Mundart des Dorfes Waldhambach*. Jahrb. des Vogesenkl. XIV, 145 ff. 1898.
- Stehle, Br., *Bedeutung des Dialektes für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache*. Els.-Lothr. Schulblatt XXI, 209 ff. u. 225 ff. Straßburg 1891.  
— *Zur neuesten els. Dialektforschung*. Ztschr. f. d. d. U. VII, 608 ff. 1893.
- Sütterlin, L., *Die deutsche Sprache der Gegenwart*. 2. Aufl. Leipzig 1907.
- Wehrmann, R., *Heimat und Muttersprache*. Ztschr. f. d. d. U. VII, 106 ff. 1893.
- Weise, D., *Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen*. Leipzig 1910.
- Wille, Edwin, *Schriftdeutsch und Volkssprache*. Leipzig 1903.
- Zarth, J., *Ortsübliche Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit*. Progr. Saarbrücken. 1901.